

## Urheberrechtliche Hinweise zur Nutzung Elektronischer Bachelor-Arbeiten

Die auf dem Dokumentenserver der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB) gespeicherten und via Katalog IDS Luzern zugänglichen elektronischen Bachelor-Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit dienen ausschliesslich der wissenschaftlichen und persönlichen Information.

Die öffentlich zugänglichen Dokumente (einschliesslich damit zusammenhängender Daten) sind urheberrechtlich gemäss Urheberrechtsgesetz geschützt. Rechtsinhaber ist in der Regel<sup>1</sup> die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Der Benutzer ist für die Einhaltung der Vorschriften verantwortlich.

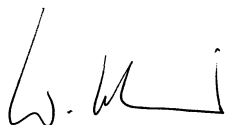
Die Nutzungsrechte sind:

- Sie dürfen dieses Werk vervielfältigen, verbreiten, mittels Link darauf verweisen. Nicht erlaubt ist hingegen das öffentlich zugänglich machen, z.B. dass Dritte berechtigt sind, über das Setzen eines Linkes hinaus die Bachelor-Arbeit auf der eigenen Homepage zu veröffentlichen (Online-Publikation).
- Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers bzw. der Autorin/Rechteinhaberin in der von ihm/ihr festgelegten Weise nennen.
- Keine kommerzielle Nutzung. Alle Rechte zur kommerziellen Nutzung liegen bei der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, soweit sie von dieser nicht an den Autor bzw. die Autorin zurück übertragen wurden.
- Keine Bearbeitung. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Allfällige abweichende oder zusätzliche Regelungen entnehmen Sie bitte dem urheberrechtlichen Hinweis in der Bachelor-Arbeit selbst. Sowohl die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit als auch die ZHB übernehmen keine Gewähr für Richtigkeit, Aktualität und Vollständigkeit der publizierten Inhalte. Sie übernehmen keine Haftung für Schäden, welche sich aus der Verwendung der abgerufenen Informationen ergeben. Die Wiedergabe von Namen und Marken sowie die öffentlich zugänglich gemachten Dokumente berechtigen ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen und Marken im Sinne des Wettbewerbs- und Markenrechts als frei zu betrachten sind und von jedermann genutzt werden können.

Luzern, 16. Juni 2010

Hochschule Luzern  
Soziale Arbeit



Dr. Walter Schmid  
Rektor

---

<sup>1</sup> Ausnahmsweise überträgt die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit das Urheberrecht an Studierende zurück. In diesem Fall ist der/die Studierende Rechtsinhaber/in.

**Die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit**

**empfiehlt diese Bachelor-Arbeit**

**besonders zur Lektüre!**



# Ein situativer Umgang mit städtischem Raum

## Wege für die Soziokulturelle Animation als Akteurin in städtischen Räumen





Titelbild

Abbildung 1: *Euer Werkhof* – Luftansicht, Gundeldingerstrasse 286, Basel  
(Foto: Judith Blum, Bildbearbeitung: Brigitte Hürzeler)

**Bachelor-Arbeit**  
Ausbildungsgang **Soziokulturelle Animation**  
Kurs **TZ 11-2**

**Namen: Judith Blum & Brigitte Hürzeler**

**Ein situativer Umgang mit städtischem Raum**

**Wege für die Soziokulturelle Animation als Akteurin  
in städtischen Räumen**

Diese Bachelor-Arbeit wurde eingereicht im August 2015 in 3 Exemplaren zur Erlangung des vom Fachhochschulrat der Hochschule Luzern ausgestellten Diploms für **Soziokulturelle Animation**.

---

Diese Arbeit ist Eigentum der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Sie enthält die persönliche Stellungnahme der Autorinnen.

---

Veröffentlichungen – auch auszugsweise – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung durch die Leitung Bachelor.

---

Reg. Nr.:

---



## **Vorwort der Schulleitung**

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Soziokulturelles Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im August 2015

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit  
Leitung Bachelor





# Abstract

Seit dem so genannten *Spatial Turn* in den Sozialwissenschaften in den 1990er-Jahren ist die Dimension des Raumes vermehrt in den Fokus der Soziologie und der Sozialwissenschaft gerückt. Die damit verbundenen Neu-Konzeptionen von Raum, die sich von klassischen, containerartigen Konzepten abgrenzen, stellen den Menschen und seine sozialen Beziehungen in den Mittelpunkt. Daraus ergeben sich neue Ansätze für den Umgang mit städtischem Raum, die auch für die Soziokulturelle Animation von Bedeutung sind. Die vorliegende Arbeit sucht nach entsprechenden Anwendungen.

Anhand der Raumtheorien des französischen Metaphilosophen Henri Lefebvre und des schweizerischen Nationalökonomen Lucius Burckhardt sowie diversen weiteren theoretischen Modellen wird ein relationales Raum-Verständnis etabliert und für den Begriff des Sozialraumes nutzbar gemacht. In einem zweiten Schritt zieht die Arbeit Schlussfolgerungen für den städtischen Raum – und ergänzt diese mit kritischen Betrachtungen von Kategorien wie Dichte oder Bedarf/Bedürfnis.

Aus diesen theoretischen Überlegungen ergibt sich ein Votum für einen prozesshaft gedachten, situativen Umgang mit städtischem Raum, das am Praxisbeispiel *Euer Werkhof* im Basler Gundeldinger-Quartier verdeutlicht wird. Erarbeitet werden eine reflexiv-räumliche Haltung sowie Übersetzungsarbeit und Vermittlungsleistungen auf verschiedenen Ebenen. Vor allem geht es aber darum, die Adressatenschaft sozialräumlicher Interventionen auf nicht-menschliche Akteurinnen und Akteure zu erweitern und dies als zentrale Herausforderung für die Soziokulturelle Animation zu verstehen.

## Dank

Unser Dank gilt Marc Schwegler, der die vorliegende Arbeit lektoriert hat und uns auch mit inhaltlichen Rückmeldungen unterstützt hat. Dank gebührt auch Christoph Fellmann für das abschliessende Korrekturat. Tabea Michaelis und die Mitarbeitenden der *denkstatt sàrl* haben uns mit ihrer Arbeit bei *Euer Werkhof* dazu inspiriert, intensiv über alternative Formen im Umgang mit städtischem Raum nachzudenken. Ebenso hat uns das spannende und ausgedehnte Interview mit Tabea Michaelis wichtige Erkenntnisse für den Theorie-Praxis-Transfer vermittelt – herzlichen Dank dafür. Zusätzlich bedanken wir uns bei allen, die uns im Rahmen dieser Arbeit in Fachpool-Gesprächen wertvolle Hinweise gegeben haben. Namentlich sind das: Beatrice Durrer Eggerschwiler (Vorgespräch), Barbara Emmenegger, Monika Litscher und Tom Steiner.

# Inhaltsverzeichnis

	<b>Abbildungsverzeichnis</b>	<b>11</b>
<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>13</b>
1.1	Ausgangslage	13
1.2	Motivation	16
1.3	Fragestellung	17
1.4	Aufbau der Arbeit	17
<b>2</b>	<b>Raum: Theoretische Grundlagen</b>	<b>19</b>
2.1	Der Spatial Turn in den Sozialwissenschaften	19
2.2	Raumvorstellung nach Henri Lefebvre	20
2.3	Raumvorstellung nach Lucius Burckhardt	23
2.4	Raum und Soziokulturelle Animation: Sozialraum	27
<b>3</b>	<b>Annäherung an den städtischen Raum</b>	<b>31</b>
3.1	Statistischer Stadtbegriff	31
3.2	Der Dichtebegriff im städtischen Kontext	32
3.3	Bedarf und Bedürfnis	34
3.4	Die Situationistische Internationale	36
3.5	Zur Produktion und einem möglichen Verständnis von städtischem Raum	38
<b>4</b>	<b>Theorie – Praxis: Ein Transfersversuch am Beispiel <i>Euer Werkhof</i></b>	<b>40</b>
4.1	Raum als Versammlung menschlicher und nicht-menschlicher Akteurinnen und Akteure	42
4.2	Verschaltungen: Verwandeln & Verknüpfen, Aufbrechen & Umdeuten	44
4.3	Umnutzung als mögliches Programm zur Befreiung von der Disziplinierung durch den Raum	45
4.4	Sozio-materiale Kollektive	46
4.5	Formale Bestimmungen entwickeln lassen	47
4.6	Miteinbezug von unsichtbaren Zusammenhängen und Möglichkeiten	48
4.7	Situativer Prozess als Programm	50
4.8	Provokation zur Konstruktion neuer Situationen	52
<b>5</b>	<b>Folgerungen für die berufliche Praxis</b>	<b>53</b>
5.1	Ansätze für einen situativen Umgang mit städtischem Raum	53
5.2	Prozesse sichtbar machen	53
5.3	Eine reflexive-räumliche Haltung als Grundprinzip	55
5.4	Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit auf mehreren Ebenen	55
5.5	Weiterführende Diskussion zur Rolle der Soziokulturellen Animation im Umgang mit städtischem Raum	57
	<b>Literatur- und Quellenverzeichnis</b>	<b>58</b>

Die Autorinnen haben alle Kapitel gemeinsam verfasst.



# Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1	1
Titelbild: <i>Euer Werkhof</i> – Luftansicht, Gundeldingerstrasse 286, Basel (Foto: Judith Blum, Bildbearbeitung: Brigitte Hürzeler)	
Abbildung 2	21
Raumtriade von Henri Lefebvre (eigene Darstellung auf der Basis von Macher, 2007, S.52)	
Abbildung 3	24
Denkmodell Politik – Umwelt – Mensch von Lucius Burckhardt (eigene Darstellung auf der Basis von Burckhardt, Fezer & Schmitz, 2004, S.31)	
Abbildung 4	40
<i>Euer Werkhof</i> – Gesamtansicht. (Foto: Tabea Michaelis)	
Abbildung 5	41
<i>Euer Werkhof</i> – Von- und Miteinanderlernen. (Foto: Eva-Maria Würth)	
Abbildung 6	43
<i>Euer Werkhof</i> – Der Zaun als Mitspieler. (Foto: Susannah Sundman)	
Abbildungen 7–9	45
<i>Euer Werkhof</i> – Umfunktionierter Boiler. (Fotos: Judith Blum)	
Abbildung 10	46
<i>Euer Werkhof</i> – Ko-Autorenschaft. (Foto: Judith Blum)	
Abbildung 11	47
<i>Euer Werkhof</i> – Über das Areal hinaus. (Foto: Judith Blum)	
Abbildungen 12+13	49
<i>Euer Werkhof</i> – Fenstereinbau. (Fotos: Tobias Wiesinger)	
Abbildung 14	51
<i>Euer Werkhof</i> – Neue Küche im Umbau. (Foto: Judith Blum)	
Abbildungen 15+16	54
<i>Euer Werkhof</i> – Werkprozess. (Fotos: Judith Blum)	





# 1 Einleitung

## 1.1 Ausgangslage

Bereits in den 1960er-Jahren diagnostizierte der französische Philosoph Michel Foucault (1967) in einem Vortrag vor einem architekturinteressierten Publikum in Paris, dass nach dem obsessiven Interesse des 19. Jahrhunderts für die Geschichte (und damit die Dimension der Zeit) die aktuelle Epoche eine Epoche des Raumes sei (S.145). Dennoch erfuhr Raum als grundlegende Dimension menschlichen Handelns in den sozialwissenschaftlichen Überlegungen nur unzureichende Berücksichtigung. Dies konstatieren zumindest die Sozialwissenschaftler Fabian Kessl und Christian Reutlinger (2010, S.7). Sie argumentieren, dass Raum über lange Zeit nur als territoriale Bedingung oder Umgebung sozialer Zusammenhänge betrachtet wurde (ebd.). So sei Raum in sozialwissenschaftlichen Diskursen immer nur implizit vorgekommen, vermittelt über andere Kategorien wie beispielsweise Stadt, Gemeinde oder Nation. Menschliches Handeln wiederum schien diesen Räumen eingelagert zu sein (ebd.). Heute rücken jedoch Raumfragen und verschiedene Dimensionen von Räumlichkeit, hauptsächlich in Bezug auf städtischen Raum, vermehrt ins Zentrum – insbesondere in Form von Verknappungsproblematiken. Diskussionen um verdichtetes Wohnen, Dichtstress und Versuche von nachhaltiger Stadtentwicklung scheinen Foucaults Prognose zu verifizieren, dahingehend, dass man durchaus von so etwas wie einer Epoche des Raumes sprechen darf. Zu seinen Überlegungen zur Epoche des Raumes schreibt Foucault (1967) weiter: «(...) wir sind in der Epoche der Juxtaposition (...), des Nahen und Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander» (S.145). Was meint er damit? Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, in dem noch Tradition und Erbe (die Überlast der Toten, wie Foucault schreibt) unsere Institutionen und Gesellschaften bestimmten, ist unsere Zeit – noch vielmehr seit dem Aufkommen des Internets – eine globalisierte, in der das Nebeneinander unterschiedlichster Dinge und Menschen prägend ist. Beispiele dafür gibt es viele: Die Griechenland-Krise, in der im gemeinsamen (Euro-)Raum zwischen Norden (Geldgeber) und Süden (Schuldner) unterschieden wird oder die massiven Proteste in Ostdeutschland gegen geplanten Asyl-Zentren. Die Diskussion um verdichtetes Wohnen usw. kann also durchaus als Symptom gelesen werden. Die Öffentlichkeit, die Medien und unterschiedliche Wissenschaften und Disziplinen beteiligen sich daran.

Dennoch bleiben Fragen offen: Was genau bedeutet (städtischer) Raum? Wie entsteht und entwickelt er sich? Und wie soll und kann mit ihm umgegangen werden? Diese Arbeit geht von der theoretischen Grundannahme aus, dass Räume, wie Kessl und Reutlinger (2010) herausstreichen, «keine absoluten Einheiten, sondern ständig (re)produzierte Gewebe sozialer Praktiken» (S.19) sind. Es handelt sich um ein dynamisches Raumverständnis, das den Raum nicht als Behälterraum interpretiert, sondern ihn als performativ in menschlichem Handeln hervorgebracht denkt. Zwangsläufig wird so die Frage nach der Produktion von Raum virulent: Wie (und von wem) wird er produziert?

Dynamische Raumverständnisse basieren auf relationalen und relativistischen Raumkonzepten, die Raum als sozial produziert verstehen (vgl. dazu Barbara Emmenegger & Monika Litscher, 2009, S.3). Dabei werden die Materialität der Räume und ihre mentale Konstruktion verknüpft – Räume sind in diesem Verständnis immer soziale und gesellschaftliche Räume (ebd.). Denn grundsätzlich ist davon auszugehen, dass eine Vielfalt von verschiedenen Akteurinnen und Akteuren, die nach eigenen Gesichtspunkten handeln und ihre eigenen Ziele verfolgen, auf unterschiedliche Art und Weise Einfluss auf die Raumproduktion nimmt. Alltägliche Handlungen der Menschen, wie zum Beispiel ihre Einkaufsgewohnheiten, ihr Mobilitätsverhalten, ihre Freizeitgestaltung, ihr soziales Miteinander oder ihr Engagement für bestimmte Anliegen, formen den Raum (um).

Die Untersuchungen des Historikers und Philosophen Michel de Certeau (1988) in seinem Buch *Kunst des Handelns* führen zur Idee, auch den alltäglichen Konsum als Produktion zu begreifen. Alltagstätigkeiten wie sich Unterhalten, Wohnen, Kochen, Lesen usw. produzieren, ohne sich zu materialisieren (S.26). Gemäss de Certeau (1988) weist selbst eine Leseaktivität die Züge einer stillen Produktion auf: «das Überfliegen einer Seite, die Metamorphose des Textes durch das wandernde Auge, Improvisation und Erwartung von Bedeutungen, die von einigen Wörtern ausgelöst werden (...)» (S.26). Durch diese Handlung (das Lesen), findet ein Wildern und somit auch die Aneignung eines fremden Textes statt. Es löst Träume aus und ermöglicht das neue Zusammenführen von Erwartungen und Deutungen (ebd.). Für de Certeau hat die narrative Struktur einen starken Bezug zur räumlichen Ordnung, sie beinhaltet das ganze Sortiment von Codes, Verhaltensordnungen und Kontrollen und regelt so die räumliche Veränderung (De Certeau, 1988, S.215). Allein durch die Erwähnung von Orten – zum Beispiel: Ich bin auf dem Weg von meiner Wohnung zum Hauptbahnhof Luzern – werden Personen und Objekte in Beziehung zueinander gesetzt und (re)produzieren so den Alltag.

Die Raumproduktion wird damit zu einem permanent von allen betriebenen Prozess. Oft wird aber kritisiert, dass gerade Disziplinen wie Architektur und Stadtplanung dieser Mehrdimensionalität des Raumes nicht gerecht werden und den Raum noch immer als Container betrachten. So argumentiert unter anderen die Soziologin Barbara Emmenegger (2010): Das Denken in Behälterkonzepten sei in der Praxis noch immer stark verbreitet und präge die aktuellen Entwicklungen mit, schreibt sie (S.329). Wenn nun aber Mehrdimensionalität und Performativität Eingang finden sollen in (künftige) Planungsprozesse, stellt dies die Planbarkeit grundsätzlich in Frage. Denn die alte Perspektive auf Planung setzt voraus, «dass das Umfeld des Plans stabil ist oder zumindest richtig eingeschätzt werden kann», wie August Wilhelm Scheer (2002; zit. in Christopher Dell 2012, S.134) herausstreicht. Eine Voraussetzung, die in Anbetracht der Mehrdimensionalität und Komplexität von Räumen und deren dynamischen Prozessen immer schwieriger zu erfüllen erscheint. Wie lassen sich also Räume – im Bewusstsein über ihre Produktion, Mehrdimensionalität und Komplexität – überhaupt noch planen?

In der Schweiz schon früh mit diesem Thema beschäftigte sich der Nationalökonom und Soziologe Lucius Burckhardt, der für diese Arbeit als eine der zentralen Bezugsfiguren fungiert. Der Architekt und Autor Jesko Fezer (2004) schreibt, dass Burckhardt seit den 1950er-Jahren eine Kritik der statischen Planungslogik sauberer Problemlösungen entwickelte. Mit einem Napoleon zugeschriebenen Zitat – «Wie bringe ich die Truppen über den Rhein? Man baue eine Brücke» – charakterisierte Burckhardt die in seiner Zeit vorherrschende Planungspraxis. Er schrieb, das Problemfeld werde stets «auf das vermeintlich Wesentliche reduziert und dann unter Einsatz von Intuition einer baulichen Lösung zugeführt». Dieses Vorgehen, bei dem Probleme unbeachtet der sie determinierenden Komplexität zu lösen versucht werden, führt gemäss Burckhardt nur zu suboptimalen Lösungen. Also setzte er sich dafür ein, dass sogenannte Probleme nicht ständig bloss in bauliche Lösungen überführt werden. Vielmehr forderte er eine demokratischere und offenere Planung, welche die Komplexität und Prozesshaftigkeit der Umwelt akzeptiert und die Bevölkerung in Entscheidungsprozesse integriert (S.11–16).

### **Die Stadt ist gebaut: Umdenken statt Neubauen**

Die Zürcher Politikerin Ursula Koch stellte in den 1980er-Jahren ähnliche Forderungen wie Burckhardt. In einer Rede vor dem SIA, dem Schweizerischen Ingenieur- und Architekturverein, meinte die damalige SP-Stadträtin und Vorsteherin des Hochbaudepartements 1988: «Die Stadt ist gebaut. Sie muss nicht neu- sondern umgebaut werden» (S.756). Kochs Ziel war es, die Stadt wieder bewohnerfreundlich und lebenswerter zu machen. Sie forderte qualitative Verbesserungen

statt quantitatives Wachstum und drängte darauf, das soziale Zusammenleben zu beachten und zu fördern, um zu einer echten Urbanität zu gelangen, welche die Stadt als öffentlichen Begegnungsraum versteht. Kochs Überlegungen sind auch ein Vierteljahrhundert später noch aktuell: In dem 2014 in *Le Monde diplomatique* erschienenen Artikel *Umdenken statt Neubauen – ein Plädoyer gegen den Beton* stellen Bernd Sommer und Harald Wezel (2014) ähnliche Forderungen und betonen, dass gerade angesichts der Energie- und CO<sub>2</sub>-Problematik ein Mehrwert nicht durch permanentes Neuschaffen entstehe, sondern durch ein Weniger-tun. Ihre Ausführungen illustrieren sie mit zwei Praxisbeispielen, die noch weiter gehen als Kochs Forderung. Auf Neubauten zu verzichten und auf Umbau zu setzen, ist für Sommer und Wezel nur das eine Ziel: Darüber hinaus zeigen sie auf, dass sogar durch das Nicht-Bauen Mehrwert geschaffen werden kann (S.23).

Eines der veranschaulichenden Beispiele ist ein Projekt des Architekturbüros von Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal, die im Rahmen eines Wettbewerbs zur Neugestaltung eines Platzes in Bordeaux vorschlugen, baulich gar nichts zu unternehmen, sondern den Platz so zu belassen, wie er war. In ihrer Recherche bemerkten Lacaton und Vassal, dass der Platz eigentlich ganz gut funktioniert. Sie schlugen also vor, die verfügbare Bausumme in die regelmässige Pflege des Platzes zu investieren. Dass Lacaton & Vassal mit diesem Vorschlag den Wettbewerb gewannen, mag ein erster Hinweis auf ein Umdenken sein. Das zweite Beispiel, das Sommer und Wezel (2014) anführen, stammt aus einem Vortrag des Erfinders Alastair Parvin an der Innovationskonferenz TED im Jahr 2013. Der Gründer des Open-Source-Projekts WikiHouse erwähnte darin eine Schule, die aus viktorianischer Zeit stammt und für die heutigen Schülerzahlen zu schmale Korridore aufweist. Der von konventionellen Architekten geplante Umbau hätte 20 Millionen Pfund gekostet. Die schlussendlich umgesetzte Lösung kostete indes nur ein paar hundert Pfund und sparte einen erheblichen Planungsaufwand: Man programmierte die Schulglocke so um, dass nicht alle Schülerinnen und Schüler gleichzeitig in die Korridore strömten und so die problematischen grossen Gruppen in den Gängen gar nicht erst entstanden (S.23).

Diese Beispiele zeigen, dass in Bezug auf öffentliche Bauprojekte bereits jetzt ein Umdenken stattfindet und es Zeichen gibt für alternative Lösungsansätze, wie sie bereits Burckhardt in den 1950er- und Koch in den 1980er-Jahren gefordert haben. Es ist natürlich zu begrüßen, dass durch die Energie- und CO<sub>2</sub>-Problematik dieses Umdenken gerade auch in der Planung Fuss zu fassen scheint und dass auch in diesem Feld andere Dimensionen des Raumes ins Blickfeld geraten (vgl. dazu Nikolas Kuhnert, Anh-Linh Ngo, Martin Luce und Carolin Kleist 2007, S.18–19).

Wenn wir davon ausgehen, dass die Stadt bereits gebaut ist und es in der Stadtplanung folglich nicht mehr um das Um-, geschweige denn Neubauen geht, dann verlangt dies nach neuen, nicht nur technokratischen Formen im Umgang mit städtischem Raum. Diese Arbeit versucht solche Formen zu skizzieren, indem für eine Form der (Neu-)Programmierung bestehender Strukturen argumentiert wird. Erste Beispiele einer solchen Programmierung des Bestandes lieferten hier bereits das Projekt von Lacaton & Vassal in Bordeaux und die viktorianische Schulglocke. Den beiden Beispielen gemeinsam ist, dass sie alternative Lösungen zu konventionellen Planungsabläufen bieten. Für solche alternativen Ansätze, die nachfolgend im noch genauer auszuführenden Konzept des situativen Umgangs zusammengefasst werden sollen, sind Modelle, Theorien und Perspektiven gefragt, die geeignet sind, mit städtischer Komplexität umzugehen. Potenziell geeignet dafür ist auch die Soziokulturelle Animation – so lautet eine weitere Grundthese dieser Arbeit.

### **Soziokulturelle Animation als Praxis des situativen Umgangs mit städtischem Raum**

Die Auseinandersetzung mit der Teilhabe und Teilnahme an gesellschaftlichen und politischen Prozessen ist ein wichtiger Fokus des Berufsfeldes der Soziokulturellen Animation: Inklusion ist

gleichsam ein Wesenszug des Berufsfeldes und ein hoher berufsethischer Wert (vgl. dazu Heinz Moser, Emanuel Müller, Heinz Wettstein & Alex Willener, 1999, S.103). Wenn nun Raum als im (sozialen) Handeln konstituierter Prozess verstanden wird, muss Partizipation beziehungsweise eine «demokratische-selbstbestimmte Entscheidungsfindung» (Reutlinger, 2009; zit. in Emmenegger, 2010, S.339) dafür eine Grundbedingung sein. So präsentiert sich die Forderung nach einem Umdenken in der Planung – und damit verbunden: nach einem stärkeren Miteinbezug der Bevölkerung, wie sie sich bei Burkhardt findet – als genuin soziokulturelle Fragestellung. Doch nicht nur die Interaktion mit der Bevölkerung, sondern auch der Einbezug von unsichtbaren Zusammenhängen, Lebensformen und Handlungsweisen scheint im Umgang mit städtischem Raum unabdingbar. Es braucht Professionelle, die Prozesse im Raum verstehen und lesen können, um sie anschliessend für andere zu übersetzen. Gemeint sind Prozesse der Produktion, der Wahrnehmung und Interpretation sowie der Aneignung und Aushandlung von Raum. Die Soziokulturelle Animation, als Akteurin zwischen Verwaltung, Politik und Bewohnerschaft, die sich nach Emmenegger (2010), «mit gesellschaftlichen, beziehungsweise sozialräumlichen Veränderungsprozessen und somit auch mit den Konstitutionsprozessen von Räumlichkeit auseinandersetzt» (S.336), scheint dafür prädestiniert. Wie zumindest Willener (2010) betont, kenne die Soziokulturelle Animation einerseits die Spielregeln der Institutionen, habe aber gleichzeitig auch die Fachkompetenz, Prozesse aufzuzeigen – sie könne so eine «Brücken- und Mittlerfunktion» (S.366–368) einnehmen. Im Zusammenhang mit Raum und Gesellschaft wird es für die Soziokulturelle Animation deshalb in erster Linie darum gehen, entsprechende Prozesse zu verstehen, sie zu beleuchten und für andere Akteurinnen und Akteure zu übersetzen.

Als Akteurin im städtischen Raum muss die Soziokulturelle Animation überdies versuchen, die Dinge aus einer Perspektive von unten zu verstehen und dieser Perspektive Geltung zu verschaffen. Sommer und Wezel (2014) sehen darin eine Umkehr der Definition von Expertinnen/Experten und Laien: Communities sind die Expertinnen/Experten für die Strukturen ihrer Lebenswelt. Alle anderen – also Planende, Professionelle der Soziokulturellen Animation usw. – sind zunächst einmal fremde Besuchende, die nicht um die Kompetenzen und Sozialformen vor Ort wissen (S.23). Sich mit Situationen auf diese Weise auseinanderzusetzen, kann zwar professionell, politisch und kulturell wesentlich herausfordernder sein, scheint aber wissenschaftlich aufschlussreicher, wie beispielsweise der Architekt John Palmesino (2004, S.97) herausstreicht. Erst über einen solchen Perspektivenwechsel und das Wissen über die soziale Produktion von Raum und den damit verbundenen dynamischen Prozessen wird es möglich, für die Communities und ihre Bedürfnisse Partei zu nehmen und die Prozesse, denen wir als Professionelle selbst auch angehören, bewusst zu beeinflussen.

## 1.2 Motivation

Unsere Motivation für die vorliegende Arbeit und das Interesse an den Dynamiken und Prozessen von Raumproduktion nährt sich – um es mit den Worten des Urban Designers Ben Pohl (2013) zu sagen – «aus dem alltagspraktischen und theoretisch-reflexiven Erkennen der Unvermeidlichkeit eines eigenen Zwischen-Sein [lat: inter-esse] im Beziehungsgefüge des Städtischen» (S.184). Damit verbunden ist der Wille, als Professionelle der Soziokulturellen Animation eine Haltung gegenüber räumlichen Prozessen einnehmen zu können. Dies, um «aktiv-teilhabend gestalterisch einwirken zu können und nicht in einer blinden Pfadabhängigkeit verhaftet zu bleiben» (ebd.). Das fordert, wie in der Ausgangslage erwähnt, ein Bewusstsein über die Produktion von Raum, die darin herrschenden Machtverhältnisse und über die eigene Position darin, sowie eine fortlaufende Anpassung, ein ständiges In-Frage-Stellen eigener Zugänge und eigenen Wissens.

Ein weiteres Anliegen dieser Arbeit ist der Versuch, teilweise sehr komplexe Theoriekonzepte in die Praxis zu überführen und zu veranschaulichen: Es geht auch um eine Übersetzungsarbeit. Die Mitwirkung einer der beiden Autorinnen dieser Arbeit beim Projekt *Euer Werkhof*, das hier als Praxisbeispiel für den angestrebten Transfer dient, garantiert einen vertieften Zugang zum Projekt und seinen Implikationen. Diese Arbeit ist eine Suche nach Ansätzen im Umgang mit städtischem Raum und dessen Komplexität. Sie ist aber auch eine Recherche darüber, was wir eigentlich unter städtischem Raum verstehen. Und wir wollen der ständigen (Re)produktion von Raum auf die Spur kommen, sie verstehen lernen und auch in unserer Praxis anwenden können. Schlussendlich ist es uns wichtig, dass die Soziokulturelle Animation den Anschluss nicht verliert im Tätigkeitsfeld des städtischen Raumes. Diese Arbeit ist ein Versuch, Wege für die Soziokulturelle Animation aufzuzeigen, wie sie sich darin positionieren und etablieren kann.

### 1.3 Fragestellung

Folgende Fragestellungen bilden den Rahmen für die vorliegende Arbeit:

- › Was heisst städtischer Raum – und wie wird er produziert?
- › Was ist ein adäquater Umgang mit städtischem Raum und städtischer Raumproduktion? Und wie zeigt er sich im Projekt *Euer Werkhof* in Basel?
- › Welche Schlussfolgerungen bezüglich des Umgangs mit städtischem Raum lassen sich für die Soziokulturelle Animation ziehen?

### 1.4 Aufbau der Arbeit

Diesen einleitenden Ausführungen folgt in Kapitel 2 eine Auseinandersetzung mit theoretischen Konzepten. Unterschiedliche Raumverständnisse sollen dargelegt und die für diese Arbeit relevanten Raumtheorien herausgearbeitet und beschrieben werden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den Theorien und Ansätzen des französischen Metaphilosophen Henri Lefebvre und des Basler Nationalökonom Lucius Burckhardt. Dabei spielen vor allem deren Modelle zur Produktion von Raum und speziell auch Burckhardts Planungskritik eine zentrale Rolle für diese Arbeit. Es soll ebenfalls aufgezeigt werden, auf welche Raumtheorien sich der Studiengang Soziokulturelle Animation an der Hochschule Luzern bezieht, und auf welchem Raumverständnis die soziokulturelle Praxis beruht. Mit Bezug auf dieses theoretische Grundlagenmaterial wird die für diese Arbeit relevante Eingrenzung auf den städtischen Raum erläutert. Darauf werden zentrale Kontexte im Umgang mit städtischem Raum aufgezeigt und erläutert. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den Themen der sozialen und baulichen Dichte sowie auf der Problematik des statistischen Stadtbegriffes und der Bedarfsermittlung und Bedürfniserfüllung im Umgang mit städtischem Raum. Darauf aufbauend versuchen wir anschliessend, einen situativen Umgang mit städtischem Raum zu formulieren.

Im vierten Kapitel soll im Rahmen eines Theorie-Praxis-Transferversuchs vertieft werden, wie dieser situative Umgang mit städtischem Raum gelebt und formuliert werden kann, und inwiefern das Projekt *Euer Werkhof* in Basel dieses Konzept bereits umsetzt. Diese Auseinandersetzung mit dem Projekt soll so auch die theoretischen Grundlagen und Annäherungen mit der Praxis verknüpfen. Diese Verknüpfung soll bereits auch im Rahmen dieser Arbeit auf eine situative Art

und Weise erfolgen. Damit wird eine selbstreflexive Ebene eröffnet und der gewünschte Transfer- oder Übersetzungseffekt in actu vollzogen. So soll der Theorie-Praxis-Transfer in Unterkapiteln zu verschiedenen Themen, die sich aus den vorangehenden Kapiteln ergeben, eins zu eins angewendet und direkt reflektiert werden. Dies, um intuitiv und unmittelbar sicherzustellen, dass die gewählten Theorien für die Praxis relevant sind, und um herauszufinden, wie ein entsprechendes Wechselspiel zwischen den beiden Bereichen funktionieren könnte.

Der Betrachtungs- und Beobachtungsschwerpunkt ändert von Kapitel zu Kapitel. Während das zweite Kapitel sich noch dem Raum als Ganzem widmet, zoomt Kapitel 3 auf den städtischen Raum. Im anschließenden vierten Teil richtet sich der Blick auf das Werkhofareal in Basel. Trotz dieser kapitelweisen Verengung des Fokus bleibt die Perspektive die gleiche: Die Themen werden immer aus der Sicht der Soziokulturellen Animation beleuchtet. Die entsprechenden Schlussfolgerungen für die Profession und die damit verbundenen Empfehlungen sind dann im fünften Kapitel enthalten.



## 2 Raum: Theoretische Grundlagen

### 2.1 Der Spatial Turn in den Sozialwissenschaften

Er «halte Raum ebenso wie die Zeit für etwas rein Relatives, nämlich für eine Ordnung des Nebeneinanderbestehens, (...). (...) eine mögliche Ordnung der Dinge, die gleichzeitig existieren (...)», schrieb der Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz 1716 an den Philosophen und Theologen Samuel Clark (Leibniz, 1716; zit. in Jörg Dünne & Stephan Günzel, 2006, S.61). In ihrem Briefwechsel diskutierten Leibniz und Clark die unterschiedlichen Raumvorstellungen von Isaac Newton und Leibniz. Während Leibniz bereits ein relationales Raumverständnis vor Augen hatte, antwortete Clark im Sinne Newtons: «Wäre Raum nichts weiter als die Ordnung nebeneinanderbestehender Dinge, so würde daraus folgen, dass wenn Gott die gesamte materielle Welt als Ganzes entlang einer Geraden mit irgendeiner Geschwindigkeit versetzen würde, sich die nebeneinanderbestehenden Dinge trotzdem noch in demselben Ort befinden würden. (...) Ausserdem, Raum und Zeit sind Grössen, was Lage und Ordnung aber nicht sind» (Clark, 1716; zit. in Jörg Dünne & Stephan Günzel, 2006, S.61). Newton ging also im Gegensatz zu Leibniz davon aus, dass der Raum etwas Absolutes ist: «Der absolute Raum, der aufgrund seiner Natur ohne Beziehung zu irgendetwas ausser ihm existiert, bleibt sich gleich und unbeweglich» (Newton, 1988; zit. in Martina Löw, 2012, S.25). Wie der Stadtforscher und Soziologe Christian Schmid (2010) schreibt, hat sich die Raumdebatte in der Physik danach zwischen diesen beiden Polen zugespitzt. Entschieden wurde sie erst, als Jahrhunderte später die Relativitätstheorie aufkam. Albert Einstein gab dem absoluten Raumverständnis von Newton den Vorzug, das er gemäss dem damaligen Stand der Wissenschaft als einzige mögliche und fruchtbare Grundlage für Newtons Mechanik betrachtete (S.29) – ein Entscheid zugunsten so genannter objektiver Tatsachen.

Abweichende, relationale Raumvorstellungen sind, wie der obige Briefwechsel zeigt, aber nicht erst in der Gegenwart aufgekommen – bereits im 17. Jahrhundert wurde darüber diskutiert. Dennoch dominierten über lange Zeit Raumkonzepte, die Raum als Behälter begreifen. Emmenegger (2010) hält fest, dass diesem Konzept die Vorstellung eines absoluten Raumes zugrunde liegt: Raum wird als leerer Behälter begriffen, der sich beliebig mit Materie füllen lässt. Zwischen dem Raum und der Materie bestehe aber kein innerer Zusammenhang – Raum besteht damit auch unabhängig vom Menschen (S.328). Auch der Basler Soziologe Ueli Mäder (2014a) folgert, dass diese Behälterkonzepte den Raum mechanisch als ein Territorium, das unabhängig von der Gesellschaft besteht, definieren (S.13). Wie Emmenegger (2010) schreibt, war Raum, so lange er als Container gedacht wurde, in dem sich dann erst das Soziale abspielt, für die Sozialwissenschaften darum lange Zeit nicht der Rede wert (S.326). Erst der in den 1990er-Jahren erfolgte *Spatial Turn* in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften führte dazu, dass die räumliche Dimension gesellschaftlichen Handelns und der Begriff Raum unter anderem mit Bezug auf Theorien von Michel Foucault und Henri Lefebvre wieder in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückten (Nikolai Roskamm, 2011, S.126).

Die Grundthese dieses *Spatial Turns* lässt sich mit Bruno Werlen (2005) folgendermassen zusammenfassen: «Räumliche Konstellationen des sozialen Lebens (...) seien von ebenso fundamentaler Bedeutung wie historische Konstellationen» (S.15). So wurde es zum Konsens für die «sozialwissenschaftliche Erschliessung sozialer Praxis», neben der zeitlichen auch die räumliche Dimension gesellschaftlichen Zusammenlebens zu berücksichtigen, wie der Raumtheoretiker Nikolai Roskamm (2011, S.126) ausführt. Und auch die Raumsoziologin Silke Steets (2008) folgert, dass der gesellschaftliche Wandel ohne eine kategoriale Neukonzeption der räumlichen Komponente des sozialen

Lebens nicht mehr hinreichend erklärbar sei (S.394). Der *Spatial Turn* bildet die Grundlage für jüngere Raumdebatten, die sich auf die dialektische Dynamik zwischen Raum und Gesellschaft konzentrieren. Barbara Emmenegger (2010) spricht dabei vom Konzept des Beziehungsraumes, das von einem dynamischen, relationalen und relativistischen Raumverständnis ausgeht und Handlung und Struktur als Dualität versteht: Raum wird zu sozialem Raum (S.327). Wie kann nun dieser soziale Raum erfasst werden? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, befasst sich das folgende Unterkapitel vertieft mit der Raumvorstellung des Metaphilosophen Henri Lefebvre, dessen Theorien wie bereits erwähnt den *Spatial Turn* massgeblich befeuert haben.

## 2.2 Raumvorstellung nach Henri Lefebvre

Lefebvre, französischer Metaphilosoph und Querdenker, fand lange Zeit relativ wenig Beachtung, wie Schmid (2010) meint: Erst in den frühen 1990er-Jahren seien seine Werke «wiederentdeckt» worden. Neue Probleme von Stadt und Raum hätten der Arbeit von Lefebvre einen neuen Stellenwert verliehen: Urbanisierung und Globalisierung, zunehmende Mobilität und die grundlegend veränderten Lebensbedingungen in weiten Teilen der Welt (S.7–9). Lefebvre konzipiert den Begriff des Sozialraumes interdisziplinär, so der Philosoph Hans-Jürgen Macher (2007). Für ihn sei der Sozialraum ein gesellschaftliches Produkt, das einen Forschungsgegenstand sowohl für die Soziale Arbeit als auch für die Ethnologie, die Wirtschaftswissenschaft und weitere Disziplinen darstelle. Lefebvre prägte ein Raumverständnis, das den materiellen und mentalen Aspekt, das Objekt und das Subjekt miteinander verknüpfe (S.46–48). Der Ausgangspunkt von Lefebvres Beschäftigung mit Raum seien unter anderem die Diskussion in den 1960er- bis 1970er-Jahren über die «Krise der Stadt» gewesen, meint Macher (2007) – befeuert durch damals aufkommende Themen wie «Wuchern der Stadt», Urbanisierungsprozesse, «autofreundliche Stadt», funktionaler Städtebau, Errichtung von anonymen Wohnblockzonen usw. (S.31). Lefebvre (1972) führt aus:

Das Stadtgewebe beginnt zu wuchern, dehnt sich aus und verschlingt die Überbleibsel des ländlichen Daseins. Mit Stadtgewebe ist nicht nur, im strengen Sinn, das bebaute Gelände der Stadt gemeint, sondern vielmehr verstehen wir darunter die Gesamtheit der Erscheinungen, welche die Dominanz der Stadt über das Land manifestieren. So verstanden, sind ein zweiter Wohnsitz, eine Autobahn, ein Supermarkt auf dem Land Teil des Stadtgewebes. (S.9)

Schmid (2010) meint, Lefebvre habe sich gefragt, wie es möglich sei, die Stadt zu denken, ohne sich den Raum vorzustellen, den sie besetzt und sich aneignet. Er hatte den Anspruch, eine allgemeine Theorie zum Verhältnis von Raum und Gesellschaft zu entwickeln und damit die Produktion des Raumes zu denken (S.191). Lefebvres Überlegungen könnten als Konzept, Idee und Inspiration verwendet werden: Sie versuchten eine empirische Analyse mit dem erfahrbaren Alltag zu verbinden – mit dem Wissen, dass sie nie abgeschlossen sei (S.332). Lefebvre gehe es darum, den Raum als gesellschaftliche Wirklichkeit zu erfassen. Raum könne nur als Ergebnis eines konkreten Produktionsprozesses begriffen werden, der zu analysieren sei: «Wer redet, wer handelt, wer bewegt sich im Raum?» (Lefebvre 2003; zit. in Schmid, 2010, S.203). Er suche eine räumliche Theorie gesellschaftlicher Praxis, die von den Subjekten und ihren sozialen Beziehungen ausgeht, und die Aktionen und Situationen dieser Subjekte analysiere (ebd.). «Den Raum produzieren» (Lefebvre 1986; zit. in Schmid, 2010, S.203) das klinge zwar erstaunlich, aber Lefebvre setze diesen Begriff provokativ gegen die verbreitete Vorstellung, dass Raum vor den Subjekten existiere, die ihn besetzen und beleben – so Schmid (2010, S.203). Das hat Konsequenzen: «Wenn der Raum ein Produkt ist, dann sollte sich die Erkenntnis nicht mehr auf den Raum als solchen richten, (...) sondern dessen Produktion reproduzieren und darlegen» (ebd.). Lefebvre strebt so einen Perspektivenwechsel an, von der Betrachtung des Produkts zur Analyse der produktiven

Tätigkeit. Wenn Raum sich selber (re)produziert, so gibt es keinen Raum vor der Praxis – vor dem Prozess der Produktion (ebd.). Interessant ist, dass Lefebvre die Produktion im weiteren Sinne verstehe, schreibt Macher (2007, S.31). Produzieren heiße für ihn eben auch, Wissen, Werke, Fröhlichkeit, Vergnügen zu produzieren; und das schliesse konsequenterweise die Produktion des Raumes mit ein (ebd.). Hier sind sich Lefebvre und de Certeau nahe. Für de Certeau (1988) produzieren auch Gesten, Erinnerungen, Gedanken usw. Raum und (re)produzieren ihn ständig neu (S.27). Macher (2007) erklärt die Theorie der Produktion des Raumes zusätzlich folgendermassen: Lefebvre unterscheide drei Dimensionen der Produktion, die *materielle Produktion*, die *Wissensproduktion* und die *Bedeutungsproduktion*. In der materiellen Produktion werde der Raum erfahren und wahrgenommen. In der Wissensproduktion werde der Raum konzipiert, und in der Bedeutungsproduktion zeige sich die Art, wie der Raum erlebt wird. Der soziale Raum wird dann in der dialektischen Verknüpfung dieser drei Dimensionen gebildet: Das Wahrgenommene (le perçu), das Konzipierte (la conçu) und das Gelebte (le vécu) verbinden sich in der sozialen Wirklichkeit (S.12). Nachfolgend soll nun näher auf diese Triade eingegangen werden. Das Zentrale an der Raumtriade ist dabei die Gleichzeitigkeit der drei Momente: Der Raum wird permanent gleichzeitig konzipiert, wahrgenommen und gelebt (Schmid, 2010, S.208). Die folgende Darstellung fasst die Raumtriade grafisch:

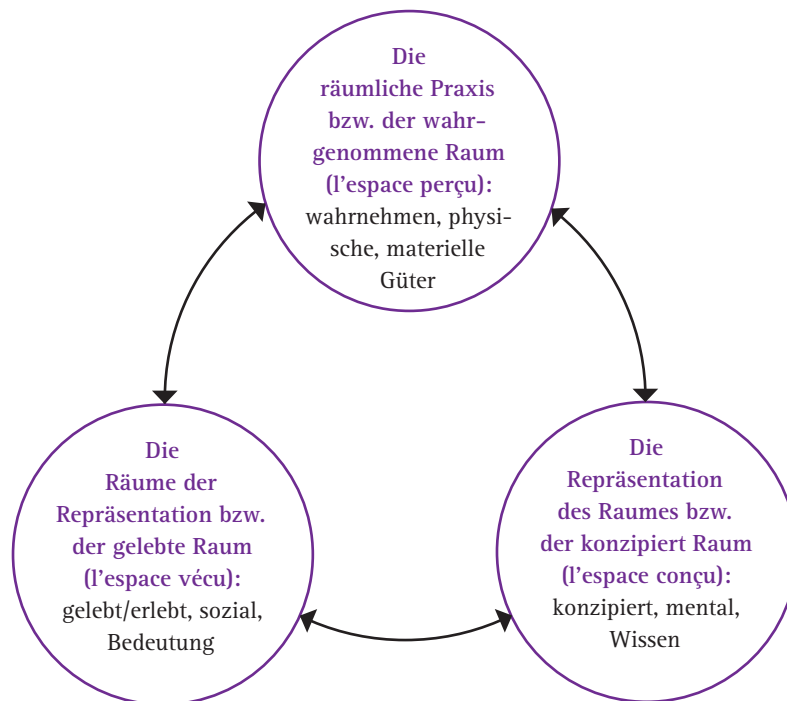


Abbildung 2: Raumtriade von Henri Lefebvre (eigene Darstellung auf der Basis von Macher, 2007, S.52)

Der *wahrgenommene Raum* bzw. eine *räumliche Praxis* (l'espace perçu) als Form materieller Produktion produziert einen wahrgenommenen Raum, in dem Handlungen von kollektiven Akteurinnen und Akteuren in Form von dauerhaften Objekten vorgenommen werden, schreibt Schmid (2010, S.210–211). Lefebvre geht davon aus, dass alle Menschen wissen, was gemeint ist, wenn von einem Zimmer, einem Kulturzentrum, einer Strassenecke, einem öffentlichen Raum usw. die Rede ist. Die räumliche Praxis werde benutzt, um (in der Alltagssprache) spezifische Räume zu beschreiben. Sie entsprechen dem Gebrauch dieses Raumes und seien somit eine räumliche Praxis, die sie ausdrückt (ebd.). Auch Macher (2007) schreibt, die räumliche Praxis findet immer in einer gesellschaftlich produzierten Wirklichkeit statt, die bereits miteinander verbunden ist (z.B. Strassen,

Eisenbahnlinien, Funknetze usw.). Erst diese Vernetzung der materiellen Dinge und ihre Relation untereinander lassen den (relativen) Raum entstehen: Städte werden zu Orten mit einer hohen Überlagerung und mit verschiedensten Verbindungen materieller Praxen von menschlichen Subjekten (S.60–62).

Die *Repräsentation des Raumes* bzw. der *konzipierte Raum* (l'espace conçu) umfasst den Raum der Wissenschaftler, der Planer und der Technokraten [sic!], die den Raum zerlegen und neu gestalten (Schmid, 2010, S.216–217). Hier wird das Erlebte und Wahrgenommene mit dem Konstruierten gleichgesetzt. Es wird erwartet, dass die festgelegten Beziehungen zwischen den Objekten und den Menschen eine praktische Bedeutung haben, dass sie sich in die räumliche Texturen einfügen und diese damit verändern. Lefebvre ist der Überzeugung, dass einen Raum zu sehen immer bedeutet, ihn auch zu konzipieren: Die Wirklichkeit der räumlichen Praxis lässt sich nur von einem mentalen Raum aus erfassen. Dabei droht jedoch die Gefahr, dass die Repräsentation des Raumes ausschliesslich auf einem angenommenen Wissen über den Raum basiert, sich so beispielsweise nur auf das Sichtbare bezieht und das Verhandeln von Räumen zu einem rein ästhetischen Diskurs macht. Auch ist es möglich, dass sich die Repräsentation des Raumes nur auf sich selbst, auf Erdachtes, bezieht (ebd.). Wenn weiterhin ausschliesslich das angenommene Wissen und das Sichtbare des Raumes im Vordergrund stehen, stellen sich die Veränderungen zur heutigen Situation nur langsam ein: Bauliche Lösungen haben Vorrang, das Umdenken findet nicht statt. Ähnliches beschreibt auch de Certeau (1988), wenn er glaubt, dass wahrgenommene Objekte «letztlich auf das Dasein von etwas Totem, auf das Gesetz eines Ortes reduziert werden können (vom Kieselstein bis zum Gebäude), scheint (...) ein Ort immer durch reglose Körper definiert zu werden» (S.219). Demgegenüber steht die Handlung, die im Raum – an den Objekten – durch eine Aktion vorgenommen wird. Die Erzeugung eines Raumes schein immer durch die Bewegung bedingt, die ihn mit einer Geschichte verbinde (ebd.). Auch hier verweist de Certeau wieder auf die narrative Struktur, und auf den Einfluss, den sie auf die räumliche Ordnung hat. Hinzu kommt, wie Macher (2007) schreibt, dass das Wissen über den Raum immer auch mit Machtfragen verbunden ist oder gar ein heimliches Einverständnis mit der Macht bedeuten kann. Raum droht so zu einem Instrument einer elitären gesellschaftlichen Ordnung zu werden, mit der räumliche und soziale Strukturen oder Hierarchien aufrechterhalten werden (S.62). Lefebvre (1972) schreibt: «Den Technokraten [sic!] erscheint der Raum als solcher der Ort ihrer zukünftigen Taten, das Gelände ihrer Siege, wenn man so sagen darf. Der Raum steht zur freien Verfügung» (S.162). Das Wissen über den Raum hat deshalb zwingend auch die Aufgabe, die Bedingung der Herstellung von Raum anzusprechen (ebd.).

Der *gelebte Raum* als *Raum der Repräsentation* (l'espace vécu) wiederum ist der Raum der Bewohnenden, der Benutzenden: Es ist das Alltagsleben, das hier Gestalt annimmt (Schmid, 2010, S.222–223). Dieser Raum ist vom Imaginären und von Symbolismen durchdrungen. Während die repräsentierten Räume eher durch ein elitäres wissenschaftliches Reflektieren entstehen, sind die Räume der Repräsentation jedem Mensch eigen. Diese Räume sind im eigentlichen Sinne erlebte oder gelebte Räume und damit Darstellungsräume, die etwas repräsentieren. Nämlich gesellschaftliche Werte, Traditionen, aber auch Träume und Wünsche. Sie sind das Resultat von kollektiven Erfahrungen und Erlebnissen (ebd.). Ein Beispiel ist die Bahnhofshalle: Sie weckt Reiseerinnerungen, initiiert Fernweh – einerseits auf individueller Ebene, andererseits aber auch kollektiv. Die Bahnhofshalle ist zusätzlich von symbolischen Ordnungen durchzogen: Hinweisschilder, Verbotstafeln. Ja, der Bahnhof selbst ist für die jeweilige Stadt oder ein Land ein Symbol und organisiert sich gemäss gesellschaftlichen Ordnungen. Macher (2007) zeigt, dass der gelebte Raum für die Bedeutungsproduktion eine doppelte Funktion besitzt. Er markiert einerseits den Ort der Repression und kapitalistischen Ausbeutung, wo Produktionsverhältnisse immer wieder reproduziert werden. An-

dererseits markiert er aber auch den Ort, an dem Kreatives vollbracht wird, ein Ort des Möglichen und Spontanen – ein Ort, an dem das Menschliche produziert wird (S.67).

Die mittlerweile zu Einkaufsmeilen mutierten Bahnhöfe sind vieles auf einmal. Sie sind ein Ort, an dem sich die Angestellten auch am Wochenende für ein geringes Einkommen verdingen und wo öffentlicher Raum zum Konsumtempel wird. Aber sie sind gleichzeitig auch ein Ort des Lebens: Ein Liebespaar küsst sich zum Abschied auf dem Bahnsteig, eine Band spielt Zigeunermusik, Jugendliche schäkern vor der Eingangshalle usw. Die Schwierigkeit an der theoretischen Betrachtung des gelebten Raumes liegt darin, die gelebte Bedeutung auf die Ebene des Erfassten zu bringen, ohne sie zu zerbrechen. Der Versuch, ein Verfahren zur Entzifferung des sozialen Raumes zu konstruieren, reduziert den Raum auf eine Botschaft und dessen Benutzung. Sie kann der Vielfalt und dem spezifischen Verhalten der Benutzenden nicht gerecht werden: Der Raum sagt niemals alles. Seine praktische Wirklichkeit ist in ihrer Gesamtheit nicht erfassbar und schon gar nicht schreibbar.

## 2.3 Raumvorstellung nach Lucius Burckhardt

Lucius Burckhardt war ein Vordenker der Urbanismuskritik, ein Forscher und Lehrer, der die Stadtplanung revolutionierte, schreibt Martin Schmitz (2004, S.5–11). In den 1940er-Jahren, als das Problem der Automatisierung der Gesellschaft langsam auf die Städte zurollte, wechselte Burckhardt sein Studienfach an der Universität Basel von Medizin zu Nationalökonomie. Schmitz erwähnt, dass der Individualverkehr, der zu dieser Zeit die Städte erreichte, nach baulichen Eingriffen in die bestehende Stadtsubstanz verlangte: Eine Veränderung, auf die weder die Wissenschaft, die Planung noch die Politik vorbereitet gewesen seien (ebd.). Das war der Beginn der Forschung von Lucius Burckhardt und seiner kritischen Position gegenüber grossen baulichen Eingriffen. Heutzutage, da eine neue Generation beginne, sich kritisch mit Architektur, Planung und Politik zu befassen, schreibt Schmitz weiter, seien Burckhardts Vorträge, Bücher und Zeitungsartikel über das Planen und Bauen in der Demokratie wieder hoch aktuell (ebd.). Gerade auch das 2014 erschienene Buch *Raum und Macht – die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* zeigt, dass Burckhardts Thesen und Theorien nachwirken.

In diesem Buch schreibt Hector Schmassmann (2014), einer der Mitherausgeber, dass Lucius Burckhardt ebenso wie Henri Lefebvre einen relativen Raumansatz vertrete und Raum als Ergebnis von Beziehungsverhältnissen begreife. Auch Burckhardt gehe davon aus, dass sich Gesellschaft und Raum stets gegenseitig beeinflussen, wobei die Entwicklung von Raum über das Dreieck *Politik – Umwelt – Mensch* erfolge (S.137–138). Der urbane Raum steht im Mittelpunkt dieses Dreiecks und wird durch die drei Eckpunkte *Politik – Umwelt – Mensch* konstituiert (ebd.). Auch Fezer (2004) merkt an, dass dieses Interaktions- und Denkmodell Bezüge zu der Raumtriade von Henri Lefebvre enthalte. So umfasse sein Modell ebenso drei Analysekategorien, drei Konzeptionen von Raum, die sich gegenseitig beeinflussen (S.12). In der Folge soll Burckhardts Denkmodell *Politik – Umwelt – Mensch* genauer beschrieben und mit Lefebvres Raumtriade verglichen werden. Hier sei einleitend erwähnt, dass es Burckhardt bei seinem Denkmodell in erster Linie darum ging, die Einwirkung der Menschen auf die Umwelt zu analysieren – dies vor allem mit Blick auf die Entscheidungsmechanismen. Wie beschliesst man eigentlich, was man an der Umwelt ändert? Wie kommen die Leute, die befehlen dürfen, zu ihren Entschlüssen? Diese Fragen waren für ihn zentral, wie er dies vor einer Kamera einmal selbst beschrieb (Seminar für Soziologie Universität Basel, 2014). Während Lefebvre mit seiner Raumtriade eine allgemeine Theorie zum Verhältnis von Raum und Gesellschaft entwickeln wollte<sup>1</sup>, ging es Burckhardt also in erster Linie darum, aus

<sup>1</sup> Vgl. dazu 2.2 Raumvorstellung nach Henri Lefebvre, S.20



seinem Denkmodell heraus seine Kritik an der statistischen Planungslogik zu entwickeln (Fezer, 2004, S.11). Für Burckhardt scheint sein Denkmodell *Politik – Umwelt – Mensch* also eher eine Art Instrument zu sein, um seine Kritik zu erklären und zu begründen. In der Folge werden die drei Ebenen seines Denkmodells erläutert.

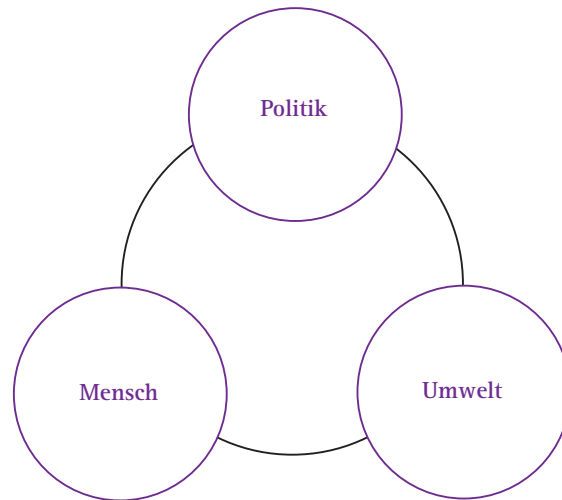


Abbildung 3: Denkmodell Politik – Umwelt – Mensch von Lucius Burckhardt (eigene Darstellung auf der Basis von Burckhardt, Fezer & Schmitz, 2004, S.31)

Die Ebene der *Politik* beruht auf Burckhardts Erkenntnis, dass die Faktoren Mensch und Umwelt nicht oder nicht immer in direkten Kontakt treten (Schmassmann, 2014, S.138). Aus diesem Grund fügt Burckhardt seinem Denkmodell den dritten Faktor hinzu: die Politik. Den Begriff der Politik sieht Burckhardt als einen Sammelbegriff für Verschiedenes: Einerseits meint er damit die Politik im Sinne demokratischer Institutionen, andererseits aber auch Fachleute, die auf die Politik einwirken. So kann die Ebene der Politik in Burckhardts Denkmodell als die Ebene des instrumentellen Raumes der Technokratinnen und Technokraten sowie Planerinnen und Planer gesehen werden, die bei Lefebvre in der Dimension des konzipierten Raumes beschrieben ist (ebd.).

Hier beginnt nun auch die Planungskritik von Burckhardt: Fezer (2004) fasst sie so zusammen: Nach gängiger Verwaltungspraxis würden die Probleme isoliert, um diese anschließend an Fachmänner [sic!] zu delegieren. Ein Problemfeld werde auf das vermeintlich *Wesentliche* verkürzt und dann unter Einsatz von Intuition einer *baulichen Lösung* zugeführt. Es seien diese willkürlichen, aber politisch begründeten Vereinfachungen, gepaart mit den Eigengesetzlichkeiten des politisch-ökonomischen Systems des Bauwesens, die zu suboptimalen Lösungen führten (S.12). Da auf dieser Ebene sogenannte Probleme stets mit baulichen Lösungen angegangen werden, zeigt Burckhardts Modell auf eine ähnliche Gefahr wie Lefebvres konzipierter Raum. Dort besteht die Gefahr, dass das Verhandeln von Räumen auf die ästhetische Ebene verkürzt wird. Haupthindernisse für eine demokratische Planungskultur auf dieser Ebene, so Fezer (2004), seien nach Burckhardt die Ideologie der Planerinnen und Planer, die intuitive Arbeit und die ideologische Unterteilung von Zielen und Mitteln. Lucius Burckhardt fordere eine offene Planung – die Politik müsse die Bezüge zu den zwei weiteren Eckpunkten seines Denkmodells aufnehmen. Das bedeute, die Komplexität und Prozesshaftigkeit der Umwelt zu akzeptieren und die Menschen in Entscheidungsprozesse miteinzubeziehen (S.13).



Die Ebene *Umwelt* bei Burckhardt ist parallel zu Lefebvres Konzeption des wahrgenommenen Raumes zu lesen und damit als Raum der Alltagserfahrungen – als räumliche Realisierung von Gesellschaftlichkeit (vgl. dazu Fezer, 2004, S.13). Nach Lefebvre gehe es hier um die Verknüpfung der städtischen Wirklichkeit mit der Alltagswirklichkeit der Menschen (Schmassmann, 2014, S.127). Ähnlich insistiert auch Burckhardt (1978) auf ein über die reine Materialität hinausgehendes Verständnis von Umwelt, das soziale Gegebenheiten miteinbezieht: «Die Umwelt der Menschen ist nicht das, was man sieht, die Umwelt ist sozial», schreibt er in seinem Text *Ästhetische Probleme des Bauens* (S.167–176). Nun versucht man aber in der jüngeren Architektur- und Stadtplanungsgeschichte über Planen, Bauen und Umweltgestaltung (positiven) Einfluss auf die Gesellschaft zu nehmen. Dies ist insofern nicht möglich, als Burckhardt die Umwelt eben für «ein nicht voll manipulierbares System räumlicher und sozialer Strukturen sowie von Objekten, die die Subjekte umgeben und mit ihnen in Beziehung stehen» (Fezer, 2004, S.14) begreift. Burckhardt (1982) räumt der materiellen Infrastruktur lediglich einen sekundären Platz ein und plädiert für eine Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs: «Wir brauchen nicht viel zu bauen oder umzubauen. Wir müssen aber gewissermassen auf zwei Ebenen bauen: Wenn wir auf der physischen Ebene konstruieren, so sollen wir auf der zwischenmenschlichen Ebene mitplanen und mitdenken, was für Beziehungen, was für Verhaltensweisen zwischen Menschen durch unsere Eingriffe ausgelöst werden» (S.345). Vor diesem Hintergrund kritisiert Burckhardt den disziplinierenden Charakter der Umweltgestaltung, fordert die Interaktion mit Stadt-Nutzenden und in der Gestaltung das Mitbedenken von unsichtbaren Zusammenhängen, Lebensformen und Handlungsweisen (Fezer, 2004, S.14). Diese unsichtbaren Zusammenhänge, Lebensformen und Handlungsweisen kann man als die Vernetzung der materiellen Dinge und ihrer Relation untereinander verstehen, die – nach Lefebvre – den (relativen) Raum eben erst entstehen lassen (Macher, 2007, S.60).

Die dritte Kategorie *Mensch* schliesst an Lefebvres Ebene des gelebten Raumes an, in dem Bedeutung über sozialen Gebrauch hergestellt wird. Für Burckhardt scheint jedoch klar: Der *Mensch* steht der Umwelt gegenüber (Fezer, 2004, S.14). Burckhardt nennt das eine Art Spiegelfunktion: Auf der einen Seite wirken die Menschen auf die Umwelt – diese wirkt umgekehrt aber auch wieder zurück auf die Menschen. Burckhardt erwähnt ebenfalls, dass der Mensch und die Umwelt nicht (nur) in direkten Kontakt treten, sondern dass der Mensch, wie weiter oben bereits erwähnt, in erster Linie über die Konzeptions-, Verhandlungs- und Umsetzungsstrategien der Politik agiert (Seminar für Soziologie Universität Basel, 2014). Daneben gibt es aber auch direktere Formen des Kontakts: Fezer (2004) schreibt, dass Burckhardt Hausbesetzungen, Umnutzungen und Selbstbau als direkte Formen subjektiver Raumnutzung und -aneignung nenne, da sich diese der Planung entziehen (S.14). So schaffe es der Mensch, meinte Burckhardt, «die Politik zu beeinflussen, ohne von dieser vergewaltigt zu werden» (Seminar für Soziologie Universität Basel, 2014). Hier werden die Parallelen zu Lefebvres Räumen der Repräsentationen klar: Für Lefebvre sind es, wie bereits beschrieben, gerade die Räume der Repräsentationen, die Mittel zur Verfügung stellen, um sich auch an Kämpfen um alternative Formen der räumlichen Gestaltung zu beteiligen, schreibt Schmassmann (2014, S.127). Es geht auf dieser Ebene darum, sich nicht einem entfremdeten Leben zu unterwerfen, oder wie es Burckhardt nennt, «vergewaltigt zu werden». Auch Lefebvre nennt konkrete Beispiele dafür: Entsprechende Anstrengungen in den Armenvierteln (oder Favelas) lateinamerikanischer Grossstädte, die vielfältige Formen des sozialen Zusammenhalts, der Architektur und Raumplanung entwickelt haben (ebd.). Mit Burckhardt lässt sich daran eine Forderung anschliessen. Nämlich, über Selbstbau und Beteiligung der Nutzenden sowie durch Abbau der Professionalisierung eine «Logik der Bedürfniserfüllung» zu überwinden (Fezer, 2004, S.15). Wir werden später auf diesen Aspekt zurückkommen.

### Die Planungskritik von Lucius Burckhardt

Fezer (2004) macht deutlich, dass Burckhardt anhand seiner drei Raumdimensionen zunächst den grundlegend politischen Charakter von Raum und dessen Gestaltung analysiert, um daraus seine Kritik der statischen Planungslogik sauberer Problemlösungen zu entwickeln (S.11). *Wer plant die Planung?* ist eine seiner zentralsten Fragen, auf die sich übrigens auch die Ausstellung im Schweizer Pavillon an der Architektur-Biennale 2014 in Venedig bezogen hat. Mit dieser Frage möchte Burckhardt (1974) darauf aufmerksam machen, dass die Planung stets bedingt ist durch die Politik, und dass sie in Relation steht zu einem sozialen System. Gerade deswegen kann sie nicht isoliert betrachtet werden (S.71). So macht Burckhardt deutlich, dass der Fachmann [sic!] vielleicht wissen mag, *wie* geplant werden soll – obwohl gerade auch sein wie natürlich immer gesellschaftlich geprägt ist. Aber das *was*, also das, was geplant wird und was nicht, das wird stets durch politische sowie auch gesellschaftliche Kräfte geprägt (Burckhardt, 1974, S.71). Bei der Frage *Wer plant die Planung?* geht es also zunächst einmal darum herauszufinden, wer bestimmen kann, was geplant wird (und was nicht). Burckhardt kritisiert, dass dieser Prozess plump abläuft: Die Politik identifiziere selektiv Missstände, aus denen sich die Politikerinnen und Politiker wiederum ein Teilproblem herauszupften, um es sich für den Wahlkampf auf die Fahne zu schreiben (ebd.). Mehr noch: Bereits die- oder derjenige, die/der zum ersten Mal ein Problem formuliert, bringt mittels der Übersetzung in eine Sprachordnung eine erste determinierende Kraft ins Spiel. Die Benennung des Missstands formuliert so bereits die Art der Bekämpfung vor. Mittels Wahlen wird dann entschieden, welcher so vordefinierter Probleme man sich annimmt. Die Wählenden aber können nicht über die Auswahl möglicher zu behebender Probleme entscheiden und auch nicht vorgeben, mit welchen Mitteln diese dann angegangen werden sollen (ebd.).

Für Burckhardt (1974) scheint dabei klar, dass die Verschlechterung der Umwelt nichts anderes ist als die Summe dessen, was bei der Planung als unwesentlich betrachtet und deshalb nicht angegangen wurde (S.75). Wenn Politikerinnen und Politiker anfangen, den Missstand *Verkehrsmisere am Bahnhofplatz* zu beschreiben, indem sie die Fussgängerströme zwischen den hupenden Autos schildern, dann führe das zum Bau einer Unterführung. Und nicht zur Überlegung, das Problem am Stadtrand anzugehen, dort den Verkehr umzuleiten und für den öffentlichen Verkehr zu plädieren (Burckhardt, 1974, S.79).

Er folgert, dass die Frage, wer die Planung plant, in das Kräfteparallelogramm zwischen der regierenden Beamtenschaft, der Bauspekulation, der Bürgerschaft und schlussendlich auch den durch die beschlossenen Massnahmen betroffenen Menschen führe (Burckhardt, 1974, S.74). Es wird deutlich: Die Frage, wer die Planung plant, ist auch eine Machtfrage.

In Raum und Macht erwähnt Mäder (2014a), dass die Fähigkeit sich durchzusetzen wesentlich von der Ausstattung mit Ressourcen abhängt. Er meint damit Ressourcen im Sinne Bourdieus – also wirtschaftliches (Geld), kulturelles (Ausbildung/Wissen), soziales (Beziehungen) und symbolisches Kapital (Titel, Prestige). Für Mäder ist dabei zentral, dass Macht sich nicht dualistisch oder mechanisch gestaltet, sondern stets über eine Dynamik verfügt. Folglich werden Machtverhältnisse nicht allein von der Menge an Ressourcen bestimmt. Kapitalien sind auch strukturell geprägte soziale Beziehungen und lassen sich als gesellschaftliche Verhältnisse betrachten, die, so Mäder, «je nachdem den Radius von Handlungen erweitern oder beschränken» (S.13). In der Politik, schreibt Burckhardt (1974), seien es die Hierarchien, die den Zugang zu Information beeinflussen. Schlussendlich erzeuge die bessere Information die wirkungsvollere Argumentation und damit die höhere Durchsetzungskraft (S.79). Schmassmann und Mäder (2014) halten fest: «Je mehr Macht wir haben, desto einfacher können wir Ziele erreichen. (. . .) Macht hat, wer imstande ist, andere einzuschränken, zu belohnen, zu informieren oder wegzudefinieren» (S.106). Hier lauert die Gefahr des Anhäufens von Macht bei Wenigen, was der demokratischen Forderung nach der Be-

teilung möglichst Vieler widerspricht – ein Grundwert der Soziokulturellen Animation. Bereits Lucius Burckhardt brachte mit seinen Broschüren *Wir selber bauen unsere Stadt* und *Achtung: Die Schweiz* die Forderungen einer demokratischen Mitbestimmung in der Planung in die Öffentlichkeit und erregte entsprechendes Aufsehen (Peter Sutter, 2014, S.21). Burckhardts Verständnis des Sozialen als partizipatives Element in der Planung scheint damit anzuschliessen an heutige Konzepte sozialräumlich orientierter Soziokultureller Animation.

## 2.4 Raum und Soziokulturelle Animation: Sozialraum

Wie erwähnt begannen in den 1990er-Jahren die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaft, sich dem Thema Raum anzunehmen. Dieser *Spatial Turn* beeinflusste auch die Arbeit der Soziokulturellen Animation. So rückten Mitte der 1990er-Jahre die Stadt-, Gemeinde- oder Quartierentwicklung vermehrt in deren Augenmerk (Emmenegger, 2010, S.326). Vor allem das durch Kessl und Reutlinger geprägte Konzept des *Sozialraumes* scheint dabei für die Profession und die Lehre von Bedeutung zu sein.

Für Kessl und Reutlinger (2010) weist das Wort *Sozialraum* darauf hin, dass die Bezeichnung Raum ergänzungsbedürftig ist. Der Begriff Raum lenkt die Aufmerksamkeit auf den gebauten Raum. Es benötigt also einen neuen oder erweiterten Begriff, um den Fokus auf das menschliche Handeln im Raum zu lenken (S.25–26). Im Konzept des Sozialraumes interessieren Kessl und Reutlinger vor allem die von Menschen konstituierten Räume der Beziehungen, die Interaktionen und die sozialen Verhältnisse. Auf diesen sozialen Zusammenhang weist das Präfix *sozial* hin, und der Raum wird so um die gesellschaftliche Komponente erweitert. Sozialraum bezeichnet den gesellschaftlichen Raum und den menschlichen Handlungsraum: Also ein von handelnden Akteurinnen und Akteuren konstituierter Raum, und nicht nur einen verdinglichten Raum (ebd.). Im Sozialraum geht es immer um gesellschaftliche Aspekte: Nähe und Distanz, Hierarchien, Normen und Werte, Beziehungen, soziokulturelle und symbolische Ordnungen. Diese Zusammenhänge zu kennen und zu analysieren, ist für die Soziokulturelle Animation unabdingbar. Wie bereits aus den vorherigen Ausführungen klar geworden sein sollte, genügt es also nicht, den konstruierten Raum als fixierte Rahmenbedingung für soziale Praktiken und den relativen Raum als Ausdruck für menschliches Handeln zu betrachten: Vielmehr muss ein relationaler Raum-begriff herangezogen werden, der beide Dimensionen im Blick behält. Dieses Wechselspiel von materialisierter Raumordnung und ihrer permanenten Rekonstruktion verspricht das Konzept des Sozialraumes im Blick zu behalten (Kessl & Reutlinger, 2010, S.27–29).

Die neuere Entwicklung sozialräumlicher Arbeit sehen die Soziologin Marlo Riege und der Soziologe Herbert Schubert (2012) folgendermassen: In den 1960er- und 70er-Jahren entwickelte sich die Gemeinwesenarbeit als eine neue Form der Sozialen Arbeit. Sie unterschied sich insofern von herkömmlichen Formen, als dabei nicht mehr das Individuum im Mittelpunkt stand, sondern eine Gebietschaft: Im Fokus stand die Siedlung, das Quartier oder der Wohnblock. Meist arbeiteten die Professionellen in so genannten Problemsiedlungen – in Wohngebieten mit übermässig hohem Anteil benachteiligter Bevölkerungsgruppen, Hochaussiedlungen usw. Die Arbeitsweise und die jeweiligen Handlungsstrategien waren sehr unterschiedlich, auch was den Grad der Beteiligung der Bewohnerschaft anging. Die Grundlage in der Gemeinwesenarbeit bildeten jedoch immer auf den Raum bezogene Untersuchungen sowie die Reflexion über bauliche und infrastrukturelle Verhältnisse und die Lebensbedingungen der Bewohnerschaft (S.14–17). Es ging darum,

das Interesse der Wohnbevölkerung als Ausgangspunkt jedweden professionellen Handelns zu sehen, die artikulierten Bedürfnisse von Menschen unmittelbar zu erfragen und daraus

Konsequenzen zu ziehen, aktivierend und ressourcenorientiert zu arbeiten, kooperativ und vernetzend zu agieren sowie die von den Menschen definierten sozialen Räume als Ausgangspunkt jedweder Organisation zu sehen» (Wolfgang Hinte, 2001; zit. in Riege & Schubert, 2012, S.15).

Um in menschlichen Handlungsräumen – also im Sozialraum – agieren zu können, ist Orientierung von Nöten. Willener (2010) bezeichnet Wolfgang Hinte als Vordenker der Sozialraumorientierung in Deutschland. Hinte beschreibt die Wichtigkeit einer sozialräumlichen Strategie, die verbindliche politische Beschlüsse, die sozialräumliche Aufteilung der Stadt und den fachlichen Konsens zwischen den Akteurinnen und Akteuren in Politik und Verwaltung umfasst. Es gehe um eine Ausrichtung und konsequente Orientierung am Willen und am Interesse der Betroffenen, an der aktivierenden Arbeit und Nutzung der Ressourcen der im Quartier lebenden Menschen und des sozialen Raumes mittels methodischer Prinzipien. Die Arbeit sei immer zielgruppen- und bereichsübergreifend anzulegen. Schliesslich sind Kooperation und Vernetzung die Grundlagen sozialräumlicher Strukturen und Abläufe (S.353). Auch in der Schweiz gewinnt die Sozialraumorientierung an Bedeutung, hauptsächlich in den Einflussbereichen der Soziokulturellen Animation und in der Gemeinwesenarbeit. Schwerpunktmässig griff sie nach Willener (2010) das Thema zuerst in der offenen Jugendarbeit auf und etablierte sich in den 1990er-Jahren auch in der Quartierentwicklung (S.355). Dabei richtet diese sozialräumliche Arbeit den Blick auf die Menschen, die in einem bestimmten Raum leben; wobei, wie Willener deutlich macht, noch immer vor allem in benachteiligten Quartieren sozialräumliche Arbeit geleistet wird (ebd.).

### Die Sozialraumorientierung kritisch betrachtet

Der Ökonom und Sozialpolitiker Werner Schönig (2008) weist darauf hin, dass sozialraumorientierte Interventionen durch einen territorialen Raumbegriff gekennzeichnet sind (S.19). Das mag damit zusammenhängen, dass in der empirischen Raumforschung, wo immer noch das Container-Denken vorherrscht, der Raum aufgrund statistischer Zahlen als zum Beispiel prekärer Ort (schlechte soziale Durchmischung, tiefe sozioökonomische Parameter usw.) dargestellt wird (Emmenegger, 2010, S.336). So werden statistische Zahlen beigezogen, um etwas über den Raum aussagen zu können. Man könnte diesbezüglich auch von einem *Territorialisierungsprinzip* sprechen, wie Schönig (2008, S.19) anmerkt. Auf jeden Fall gehe es in all den Ansätzen darum, dass sich soziale Probleme in einzelnen Stadtteilen kumulieren und entsprechende Interventionen vor Ort nach sich ziehen (ebd.). Diese Formen der Identifizierung bestimmter Interventionszonen<sup>2</sup> können jedoch zu deren Verfestigung beitragen, wie der britische Ökonom und Politikwissenschaftler Bob Jessop (2007, S.34) erläutert. Die Problematik liegt darin, dass eine Darstellung, die sich auf statistischen Zahlen beruft, die Herstellung der Räume durch Akteure und Akteurinnen nicht berücksichtigt – ihre Aktivitäten werden zum blinden Fleck (vgl. dazu Emmenegger, 2010, S.325–348). Die Soziokulturelle Animation muss also aufpassen, mit der Beschreibung von Handlungs- oder Entwicklungsräumen nicht gleichzeitig zu suggerieren, diese könnten, wenn man nur wolle, den Bedürfnissen der Adressaten entsprechend gestaltet werden (Kessl & Reutlinger, 2010, S.30). Kessl und Reutlinger (2010) machen deutlich: «Raumbezogene Praktiken müssen die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, in die sie eingebunden sind, realisieren und sich bewusst dazu positionieren (...). Das ist notwendiger Bestandteil einer *reflexiven räumlichen Haltung*<sup>3</sup>» (S.32). Wichtig sei dabei, die «städtischen Sozialräume nicht als dauerhaft räumlich fixierte und klar begrenzte Territorien zu begreifen, sondern als gegenseitig durchwobene, konflikthafte und heterogene soziale Zusammenhänge (soziale Felder), die sich räumlich manifestieren und damit den Stadtraum zu einem mehrdimensionalen und widersprüchlichen sozialen Raum machen» (Kessl & Reutlinger, 2010, S.40).

<sup>2</sup> Vgl. dazu 3.1 Statistischer Stadtbegriff, S.31

<sup>3</sup> Vgl. dazu 5.3 Eine reflexive-räumliche Haltung als Grundprinzip, S.55

Jede Stadt, jedes Quartier hat unterschiedliche Akteurinnen und Akteure, hat seine Eigenheit, seine Eigenlogik – so wie das im folgenden Kapitel<sup>4</sup> vertieft zur Sprache kommen wird. «Dies trifft gerade in der föderalistischen Schweiz mit ihrer hoch ausdifferenzierten Situation jeder Kommune, jedes Sozialraums in starkem Masse zu» meint Willener (2010, S.359). Schönig (2008) splittet das sozialräumliche Arbeiten auf: Einerseits in eine territorial abgesteckte Sozialraumorientierung, in der politisch-administrative oder durch die Arbeitsstelle abgesteckte Grenzen (Stadt, Quartier, Siedlung) wirksam sind. Andererseits betont er aber auch die Perspektive der Menschen (subjektiv, prozessual), die vor keiner politischen Grenze halt macht. Schönig meint, die beiden Perspektiven sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden; beide hätten Stärken und Schwächen und könnten aufeinander aufbauend benutzt werden. Diese Dualität des Begriffs *Sozialraum*, die laut Schönig akzeptiert werden müsse, zeigt sich auch in der Sozialraumanalyse (S.17). Riege und Schubert (2012) betonen beispielsweise:

Die Sozialraumanalyse muss die Sozialräume zuverlässig identifizieren und abgrenzen, ihre Strukturen nach innen transparent differenzieren, das Verhalten und die Raumnutzung der Bewohner/innen sichtbar machen, die Wahrnehmung und subjektiven Konstruktionen der Menschen dabei angemessen berücksichtigen und die Potenziale des sozialen Kohäsion und Vernetzung erkennen können (S.25).

Der Sozialwissenschaftler Norbert Gestring und die Sozialwissenschaftlerin Andrea Janssen (2012) differenzieren zwei Ansätze für die Durchführung einer Sozialraumanalyse. Einerseits kann damit ein konkreter Ort erfasst werden (Quartier, Siedlung usw.), was jedoch bedeutet, dass nur ein territorial begrenzter Raum untersucht wird. Die zweite Möglichkeit besteht darin, die Perspektive der untersuchenden Gruppe (z.B. Bewohnerschaft) einzunehmen und zu schauen, wie sich diese in *ihrem* Raum konstituiert. So sei es möglich, tiefenscharf in deren Lebenswelt vorzudringen (S.141–143). Beim örtlichen Ansatz geht es vielfach um die Identifikation benachteiligter Stadtteile, in denen die Sozialraumanalyse dazu dient, für die Sozialplanung geeignete Interventionen als Instrumente vorzuschlagen. Für diese klassische Sozialraumanalyse werden häufig quantitative Methoden ausgewählt (ebd.). Bei einem gruppenperspektivischen Ansatz wird dagegen meist kleinräumlicher gearbeitet: Die Methodenvielfalt ist umfangreicher als beim örtlichen Ansatz. Wichtig dabei sei eine genaue Fragestellung, um Daten zielgerichtet erheben zu können, schreiben Gestring und Janssen (2012, S.141–143). Differenzierte Analysen ermöglichen zudem eine Weiterbearbeitung verschiedener Fragestellungen, und sie liefern Material für die wissenschaftliche Forschung und die Verifizierung von Theorien über soziale Ungleichheit und soziale Ausgrenzung (ebd.).

Bei einer Sozialraumanalyse werden zwar verschiedenste Akteurinnen und Akteure eingebunden, und ihr Verhalten wird fassbar. Doch auch diese Methode begreift Raum schlussendlich als territorial abgrenzbar. Hier muss erwähnt werden, dass der Erfolg von Aktivitäten an spezifischen Orten typischerweise von Bedingungen abhängt, die über die Zeit und den Ort hinaus reichen (Jessop, 2007, S.31). So sei beispielsweise entscheidend, in welcher Weise bestimmte Interventionspunkte als «abstrakte Gesellschaftsmitglieder» aus dem «potenziell unendlichen und offenen Netz kausaler Zusammenhänge herausgeschnitten werden» (Jessop, 2007, S.34). Dabei lässt sich gemäss Jessop aber kein *a priori* finden, warum denn genau diese Punkte mit einem Ort oder Platz, einer administrativen Einheit oder auch einem politischen Territorium zusammenfallen sollten. Es gäbe auch keinen Grund anzunehmen, dass «die zeitlichen Dimensionen (...) der Diagnose und der effektiven Handhabung sozialer Probleme mit den Rhythmen in eins fallen sollten, die von den Formen und Vorgehensweisen der Regierung und des Regierens vorgegeben werden» (Jessop, 2007, S.34).

<sup>4</sup> Vgl. dazu 3 Annäherung an den städtischen Raum, S.31



Die Frage nach einer allgemeingültigen Konzeption in der Sozialraumorientierung muss demnach differenziert beantwortet werden. Eine Möglichkeit, sozialräumliches Handeln an die aktuelle gesellschaftliche Situation anzupassen, skizziert Willener (2010), indem er Heike Hermanns Überlegung aufgreift. Hermann finde, dass es «für städtische Teilräume ein neues Instrument der Gebietsentwicklung» brauche. Nämlich eine «integrierte Organisations- wie auch Handlungsform, die Erkenntnisse, Prinzipien, Handlungsansätze und Methoden der Sozialen Arbeit, der Stadt- und Raumplanung, der Ökonomie und der Bildungs- und Kulturarbeit» (Hermann, 2008; zit. in Willener, 2010, S.365) zusammenführe. Eine mögliche Rolle der Soziokulturellen Animation in einem solchen interdisziplinären Team ist die Vermittlungsposition: Gemäss Gabi Hangartner (2010) sind die Arbeitsfelder in dieser Position die Vermittlung bei Konfliktbewältigung, Kooperation, Vernetzung und Übersetzung. Im sozialräumlichen Arbeitsfeld kann das Vermitteln als Übersetzen zum Beispiel so verstanden werden, dass die Soziokulturelle Animation Übersetzungsdienste zwischen Planerinnen und Planern der Bewohnerschaft übernimmt, um Konflikten und Enttäuschungen vorzubeugen. Sie kann auch eine parteiliche Vertretung der Bewohnerschaft übernehmen und so deren Position stärken (S.315–318). Oder sie kann, auf den Sozialraum bezogen, ein relatives Raumverständnis vermitteln.

Mit dieser Arbeit wollen wir erreichen, dass das territoriale Denken in der Soziokulturellen Animation mehr und mehr in den Hintergrund tritt und die politisch-administrativ gesetzten Grenzen irgendwann überwunden werden können. Denn auch wenn sich die Arbeit der Soziokulturellen Animation auf den Nahraum der Menschen konzentriert, wie es Gestring und Janssen vorschlagen, bleibt sie meist im territorialen Denken gefangen. Es ist uns bewusst, dass es in der alltäglichen Praxis nicht immer einfach scheint, Räume als Beziehungsräume und als dynamische Prozesse zu verstehen, wie dies Kessl & Reutlinger (2010, S.40) fordern. Doch wir votieren für einen multidimensionalen Ansatz zur Erfassung räumlicher und zeitlicher Aspekte, weil er uns eher angebracht scheint und mittelfristig effektiver ist (vgl. dazu Jessop, 2007, S.31). Ein weiterer Aspekt, der uns interessiert, geht auf Lefebvres Überlegungen zurück. Macher (2007) meint, Lefebvre präge ein Raumverständnis, das den materiellen und mentalen Aspekt, das Objekt und das Subjekt miteinander verknüpft (S.47). Für uns stellt sich die Frage, inwiefern in einer noch äusserst anthropozentrisch orientierten Soziokulturellen Animation Objekte in Prozesse eingebunden werden könnten und auch nicht-menschliche Akteure als potenziell Partizipierende berücksichtigt werden könnten. Denn wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, rücken durch den städtischen Raum, in dem sich Menschen und Gebautes dicht und wuchernd überlagern, Subjekt-Objekt-Relationen vermehrt ins Zentrum. Wie wir städtischen Raum begreifen, welchen Umgang damit wir für sinnvoll befinden, und inwiefern sich die Auseinandersetzung mit einem erweiterten Feld möglicher Akteurinnen und Akteure auch für die Soziokulturelle Animation lohnen könnte, ist Inhalt der nächsten Kapitel.



## 3 Annäherung an den städtischen Raum

Die Stadt prägt das Leben von immer mehr Menschen. Nach Burckhard Hofmeister (1999) sind dafür zwei Gründe massgebend: Zum einen lebt ein Grossteil der Menschen in Städten – Städte nehmen global einen wachsenden Anteil des Raumes ein. Diese Verstädterung lässt sich quantitativ einfach über statistische Auswertungen belegen, wobei die mit statistischen Merkmalen verbundene Problematik im Umgang mit städtischem Raum bereits angedeutet und noch ausführlicher thematisiert wird. Zum anderen wird der urbane Lebensstil je länger desto mehr auch von den Menschen übernommen, die nicht in den Städten wohnen (Urbanisierung). Die Urbanisierung macht den qualitativen Aspekt der städtischen Lebensform aus. Die urbane Lebensform sei insofern von Bedeutung, so argumentiert Hofmeister (1999), als sich Stadtbewohnende nur in bestimmten Rollen treffen, weil das direkte Nebeneinander in der Stadt eher von Anonymität, Fremdheit und Mobilität geprägt und entsprechend eher oberflächlich sei (S.43–44). Es mag zwar zutreffen, dass es vielleicht so etwas wie einen typischen städtischen Lebensstil gibt, aber dennoch muss man sich bewusst sein: «Stadt ist nicht gleich Stadt», wie das Schönig (2008, S.36) erkannt hat. Auch der Stadtsoziologe Walter Siebel (2010) schreibt in einem Essay über die Zukunft der Städte, dass sich von Stadt im allgemeinen gar nicht mehr vernünftig sprechen lasse. Er verweist auf die verschiedenen Wirklichkeiten hinter dem Begriff Stadt (S.3). Es muss also folglich an dieser Stelle ein Versuch gemacht werden, verschiedene Aspekte rund um städtischen Raum zu beleuchten, um damit eine gewisse begriffliche Schärfe zu erreichen.

### 3.1 Statistischer Stadtbegriff

Im nationalstaatlichen Kontext werden Städte in erster Linie aufgrund ihrer statistischen Merkmale definiert. Es ist jedoch von Staat zu Staat unterschiedlich, nach welchen Messgrössen Ortschaften als Stadt anerkannt werden. Während in Norwegen bereits eine Ortschaft mit 200 Einwohnerinnen und Einwohner als Stadt gilt, braucht es in Japan dazu 50'000. Hinzu kommt, dass viele Staaten zusätzliche statistische Merkmale definieren, die erfüllt sein müssen, damit eine Ortschaft als Stadt gilt – das erläutern beispielsweise bereits die beiden Studierenden der Soziokulturellen Animation Simone Brunner und Marcel Lepper (2012, S.22) in ihrer Bachelor-Arbeit und verweisen dabei auf die Stadtgeografin Katrin Fischer. Auch in der Schweiz kennt man Definitionen von Begrifflichkeiten, die auf statistischen Merkmalen beruhen. Diese stammen zum Beispiel aus dem im Jahr 2009 vom Bundesamt für Raumentwicklung ARE herausgegebene *Monitoring Urbaner Raum Schweiz – Analysen zu Städten und Agglomerationen*. Da heisst es:

Der *städtische Raum* (oder: urbane) Raum umfasst sämtliche Agglomerationen und Einzelstädte in der Schweiz. (...) Eine Einzelstadt ist eine Gemeinde, die mindestens 10'000 EinwohnerInnen [sic!] zählt, aber keiner Agglomeration angehört. (...) Eine Agglomeration ist ein räumlich zusammenhängendes Gebiet von mehreren urbanen Gemeinden mit insgesamt mindestens 20'000 Einwohnern [sic!]. Sie besteht aus einer Kernstadt mit gegebenenfalls weiteren Kernzongemeinden und aus weiteren funktional zugehörigen Gemeinden. (S.7–8)

Dabei muss eine Gemeinde noch weitere Bedingungen erfüllen, um zu einer Agglomeration zu zählen. Beispiele dafür sind etwa eine überdurchschnittliche Bevölkerungsentwicklung, ein tiefer Landwirtschaftsanteil, die starke Pendlerverflechtung mit der Kernstadt und allfälligen weiteren Kernzongemeinden sowie eine hohe Bevölkerungs- und Arbeitsdichte (ebd.).

Es zeigt sich: Das Konstrukt Stadt lässt sich durch statistische Merkmale und Bedingungen in immer kleinere Teile gliedern. Den Teilen gemeinsam ist, dass sie alle auf dem Behälterkonzept basieren und deshalb für eine Annäherung an den städtischen Raum im Sinne dieser Arbeit nur

bedingt relevant erscheinen. Trotzdem soll hier die erwähnte Bevölkerungsdichte – obwohl auch diese auf statistischen Zahlen beruht – als wichtige Begrifflichkeit aufgenommen und vertieft werden. Denn Dichte ist, neben Mischung und Vielfalt, eine der hervorstechenden Eigenschaften von europäischen Städten (Dieter Hassenpflug, 2002, S.177). Der italienische Architekt und Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich Vittorio Lampugnani (2004) sieht Dichte gar als gleichbedeutend zu städtischem Raum: «Dichte steht am Ursprung allen menschlichen Siedelns. (...) Dichte ist also allgemein gleich Stadt und Stadt gleich Dichte» (zit. in Roskamm, 2011, S.7). Kein Wunder also, ist der Begriff *Dichte* in vielen gegenwärtigen Debatten so präsent. Roskamm (2011) führt aus, dass «überall dort, wo die Stadt und das Urbane die Themen sind, [...] der Begriff selbstverständlicher Bestandteil von Beschreibungen, Erläuterungen, Thesen und Zielformulierungen [ist]» (S.9). Um dem «komplexen In- und Nebeneinander der quantifizierenden und qualifizierenden Anwendungen des Begriffs» (ebd.) näherzukommen, widmen wir uns in der Folge dem Thema Dichte – dem, mit Peter Sloterdijk (2006) gesprochen, «Hauptmerkmal unserer Weltform» (zit. in Roskamm, 2011, S.7).

### 3.2 Der Dichtebegriff im städtischen Kontext

Roskamm (2011) führt aus, dass Dichte im städtischen Raum meist in einem geografischem Kontext steht. Bevölkerungsdichte ist dabei – jenseits des naturwissenschaftlichen Bedeutungszusammenhangs – die am häufigsten verwendete Kategorie von Dichte. Die Bevölkerungsdichte ist ein klar definiertes Verhältnis: Die Personenzahl geteilt durch die Fläche eines definierten Bereiches, bezogen auf einen konkreten Ort (S.97). Es zeigt sich, dass die so bestimmte Dichte eine soziale Komponente (die Anzahl Menschen) und einen räumlichen Bezug (den Ort) aufweist (S.10). Daraus rücken zwei weitere Dichtebegriffe in den Fokus: Die *bauliche Dichte*, als das Verhältnis der Baumasse zur Stadtfläche, sowie die *soziale Dichte*. Auf letztere soll hier vertieft eingegangen werden. Der Dichtebegriff aus der Grundwissenschaft Physik und der hier erläuterte, räumlich bzw. sozialwissenschaftlich verwendete Dichtebegriff unterscheiden sich darin, dass letzterer immer kontextbezogen und mit situativen Bezugsgrößen verwendet werden muss, wenn er nicht ohne Aussage bleiben soll (ebd.). So erwähnt auch Erika Spiegel (2000), dass gerade der sozialwissenschaftliche Dichtebegriff isoliert betrachtet eigentlich inhaltsleer sei (S.39). Wenn Dichte nun aber in den Kontext ihrer Verwendung gestellt wird, verliert sich diese Inhaltslosigkeit: Die Dichte wird aus dem «aufeinander Bezogenen bestimmter Einheiten» konstituiert und so zur mit Bedeutung beladenen Metapher (Irene Gerberding-Wiese, 1968; zit. in. Roskamm, 2011, S.10).

Als Bestandteil von Analysen, Theorien und Programmen, wird der Begriff der Dichte also mit Haltungen, Erzählungen, Erklärungen und Interpretationen aufgefüllt, um die Inhaltslosigkeit des Begriffes zu überwinden und den Begriff für sich selbst lesbar zu machen, schlussfolgert Roskamm (2011, S.10). Das ist durchaus nicht unproblematisch: So wurde Dichte beispielsweise durch Adolf Hitlers *Mein Kampf* und durch dessen Diskurs um Volk und Raum negativ aufgeladen, wie Roskamm weiter schreibt. In *Mein Kampf* seien Aussagen zu lesen wie: Ein «kraftvolles Volk» habe das natürliche Recht, «seinen Boden seiner Volkszahl anzupassen. Endgültig erhalte man sein Volk nur, wenn Volkszahl und Lebensraum in einem bestimmten natürlichen und gesunden Verhältnis zueinander stünden» (vgl. dazu Gerhard L. Weinberg, 1961; zit. in Roskamm, 2011, S.115). Die negative Aufladung des Dichtebegriffs in Bezug auf das Städtische zeigt sich in Hitlers zweitem Buch, das er 1928 schrieb, das aber zu seinen Lebzeiten nie veröffentlicht wurde. Die Grossstädte seien «vor allem Brutstätten der Blutsvermischung und Bastardierung, damit meistens der Rassensenkung» (ebd.), heisst es darin. Dieses Beispiel zeigt, dass der Dichtebegriff ideologisch aufgeladen wurde und rassistische oder faschistische Implikationen hatte. Nach 1945 wurde ent-

sprechend versucht, den Begriff der Bevölkerungsdichte von seiner Verstrickung mit dem «faschistischen Lebensraumkonzept der Nationalsozialisten [sic!] weiszuwaschen» (vgl. dazu Paul Reuber und Günter Wolkesdorfer, 2005; zit. in Roskamm, 2011, S.117). Mittels einer Entpolitisierung des Dichtebegriffs versuchte man ihm eine neutrale und wissenschaftliche Dimension zu verschaffen – über die der Ausdruck jedoch auch heute noch nur bedingt verfügt. Denn auch heute noch wird der Diskurs um die Dichte politisch instrumentalisiert – beispielsweise im Dichtestress, wie er im Rahmen des Abstimmungskampfes zur Masseneinwanderungsinitiative der SVP im Jahr 2014 oft zitiert wurde.

Der Begriff der sozialen Dichte ist der Ursprung des Gebrauchs des Dichtebegriffs in der Soziologie. Er wurde weitgehend von der Gesellschaftstheorie von Emile Durkheim (1858–1917) geprägt. Die Industrialisierung in Europa befand sich auf dem Höhepunkt, als Durkheim Zeuge der enormen Umwälzung städtischer Strukturen wurde. Er wollte ergründen, was diesen Fortschritt auslöste und welche Faktoren dazu beigetragen haben könnten, dass sich die Gesellschaft zum Guten entwickelt – eine seiner Grundannahmen (Roskamm, 2011, S.20). Neben den von ihm eingeführten Begriffen der materiellen und moralischen Dichte scheint vor allem das Konzept der sozialen Dichte für unsere Überlegungen relevant. Soziale Dichte wird von Durkheim analog zum Begriff der Verdichtung der Gesellschaft verwendet. Die soziale Dichte, so Durkheim (1992), wachse durch «sich überkreuzende Durchlässe» – durch Kommunikationswege, die durch die zahlreichen und immer rascheren Bevölkerungsbewegungen entstehen und denen diese Bewegungen folgten. Diese Durchlässe seien dort am aktivsten, wo sich mehrere Wege kreuzten – und genau das sei typisch für Städte (S.404). Roskamm (2011) macht deutlich, dass Durkheim unter sozialer Dichte versteht, dass Menschen eben nicht nur kommunizieren, sondern sich stets auch assoziieren und aufeinander reagieren (S.27). So seien Städte auch die Orte, an denen sich die soziale Masse stärker zusammenziehe als anderswo, denn die Bildung einer Stadt sei nach Durkheim immer das Ergebnis des Bedürfnisses der Individuen, untereinander in so engem Kontakt zu leben wie nur möglich. Die damit verbundene Überwindung und Überbrückung der Leerräume, welche die sozialen Segmente trennten, führte zur Verdichtung der Gesellschaft (ebd.).

Ob die soziale Dichte tatsächlich auf ein menschliches Bedürfnis zurückzuführen ist, darf bezweifelt werden – ist doch die Abwanderung in die Städte beispielsweise im heutigen China oder auch in der europäischen Geschichte (spätmittelalterliche Agrarkrise) eher auch mit ökonomischen Ursachen verknüpft. Dennoch bleibt das Konzept der sozialen Dichte für diese Arbeit zentral: Denn je höher die soziale Dichte, umso häufiger auch die Kontakte, die zwischen den Menschen zustande kommen, so konstatiert zumindest Siebel (2003, S.4). Für das Städtische bedeutet das ein auf engem Raum eher dichtes Gedränge der Einwohnerinnen und Einwohner. Gleichwohl weist Siebel (2003) aber auch darauf hin, dass sich die Relation zwischen den drei Dimensionen von Dichte, d.h. der Bevölkerungsdichte und damit auch der baulichen und sozialen Dichte, gewandelt hat. In der Stadt des 19. Jahrhunderts waren diese Dimensionen noch kausal miteinander verknüpft: Je dichter die Stadt bebaut war, desto dichter lebten auch die Menschen nebeneinander – dies führte letztendlich dazu, dass sich Kontakte intensivierten (S.4). Dieser Zusammenhang aber war laut Siebel (2003) durch Armut, eingeschränkte Mobilitätsmöglichkeiten und fehlende technische Kommunikationsmittel erzwungen. Heute aber, meint er weiter, dehnen sich soziale Netzwerke durch die zunehmende Mobilität und die neuen Kommunikationsmedien immer mehr aus. Die Kontakte unter den physisch nahen Nachbarn werden auf eine vorsichtig-höfliche Distanz verkürzt – was aufzeigt, dass soziale Nähe nicht allein durch bauliche Dichte entsteht (S.5). Auch der Philosoph und Soziologe Georg Simmel hat bereits 1903 darauf hingewiesen: Er meinte, dass bauliche Dichte auch zu einer «leisen Aversion» (S.197) führen könne, die sich allenfalls bis zu Hass und Feindschaft steigern. Ein Blick auf die überforderten Nachbarschaftsverhältnisse zwi-

schen Einheimischen und Zugewanderten scheint diesen Befund zu stützen, unterstreicht Siebel (2003, S.5). Diese Überlegungen sind für die Schweiz insofern von Bedeutung, als das (durch eine höhere bauliche Dichte bedingte) nähere Zusammenrücken der Menschen zur Zeit ein brennendes Thema zu sein scheint. Ein zentrales Beispiel dafür ist die 2013 vom Bund beschlossene Strategie zur Innenentwicklung über eine bauliche Nachverdichtung, welche die Zersiedelung der Schweiz stoppen soll. Die Dimension der Dichte gilt zumindest im entsprechenden Diskurs auch weiterhin als Indikator für Lebensqualität, die sie ermöglichen oder eben auch verhindern kann. Wenn die Rede nicht mehr nur von *Dichte*, sondern von *der Dichte* sei, so Roskamm (2011), zeige sich damit eine Personifizierung des Begriffs. Er nennt dies die qualitative Anwendungsebene des Dichtebegriffes. Der Ausdruck «dichte Stadt des 20. Jahrhunderts» etwa verbindet die zwei Begriffe der baulichen Dichte mit der Einwohnerdichte zu einem Gesamten, dem ein eigenständiger Bedeutungsgehalt zugeschrieben wird. Andere Beispiele für Dichteverwendungen, hinter denen sich «normative Begründungskonstruktionen verbergen, die mit dem Begriff metaphorisch zum Ausdruck gebracht werden sollen», sind die «Dichte der europäischen Stadt», die «zu hohe Dichte» in den Arbeitervierteln der industrialisierten Stadt des 19. Jahrhunderts oder auch die «geringe Dichte» der Vorstadt (S.11). Auch der im Zusammenhang mit der Schweizer Masseneinwanderungsdebatte populäre Begriff des Dichtestress fällt in diese Kategorie. Neben dieser qualitativen lässt sich auch eine quantitative Anwendungsebene beobachten (beide stehen in einem Wechselverhältnis). Nämlich dann, wenn Dichte als konkreter Zahlenwert angegeben wird. Doch gerade eine solche Angabe stelle einen fiktiven Wert dar, wie Roskamm (2011) deutlich macht, denn die gleichmässige Verteilung der Menschen im Sinne einer errechneten Bevölkerungsdichte scheint wohl nirgends vorhanden zu sein. Wer beispielsweise die Bevölkerungszahl in ein Verhältnis zur Flächengrösse setze (oder auch die Geschossfläche zur Grundstücksfläche), abstrahiere dabei zwangsläufig auf eine vermittelnde Darstellungsebene (S.11). Die quantitative Dichte ist entsprechend eine Fiktion, eine Reduktion und Abstraktion. Die problematische Dimension der Reduktion haben wir bereits im Kapitel zu Lucius Burckhardt herausgearbeitet.

### 3.3 Bedarf und Bedürfnis

Statistische Abstraktionen bilden oft auch die Grundlage zur Bedarfsermittlung. Gablers Wirtschaftslexikon (ohne Datum) definiert diese als «Verfahren zur Ermittlung der zukünftig auftretenden Materialbedarfe nach Zeit und Menge». So wird über eine Datenerhebung, beispielsweise über Todes- bzw. Geburtenraten oder mit Daten zum demografischen Wandel der Bedarf an Alterswohnungen, Kindergartenplätze generiert, um hier nur einige Beispiele zu nennen. Es handelt sich dabei um ein von Burckhardt (1967) kritisiertes Vorgehen, da der Bedarf lediglich als Zusammenfassung der *angenommenen* Bedürfnisse einer Gesellschaft gedacht wird. Man plant in die Zukunft, indem man eine vermeintliche künftige Gegenwart mit ihren Bedürfnissen vorwegnimmt (S.27). In der Architektur herrscht die weit verbreitete Auffassung, dass man menschliche Tätigkeiten als Ausdruck von Bedürfnissen verstehen kann, wie der Schweizer Sozialgeograf Benno Werlen (2004, S.168) erklärt. So übertrage man in der Architektur die bedürfniszentrierte Betrachtungsweise auf den Raum. Dies lässt sich nach Werlen (2004) wie folgt illustrieren: «Wenn wir Bedürfnisse haben, dann brauchen wir zu deren Befriedigung auch bestimmte Räume oder Flächen: Für das Bedürfnis der Erholung beispielsweise Schlafräume, Unterhaltungsräume, Urlaubsräume usw., für das religiöse Bedürfnis Kirchen, Moscheen oder andere funktionell bestimmte religiöse Stätten» (S.170). Die auf den Bedarf verkürzte Sichtweise von Bedürfnissen – dass also beispielsweise ein Bett-Bedürfnis Moscheen erzeugt oder ein Wohnbedürfnis Wohnungen hervorbringt – verschleiert die um einiges komplexere Gemengelage menschlicher Bedürfnisse. Diese sind hochgradig individuell und unterschiedlich: Menschen wollen unterschiedlich wohnen;

so wohnen die einen im Einfamilienhaus, während andere die Mietwohnung in der Stadt bevorzugen. Ebenso unterschiedlich ist die Art zu beten, die Menschen für sich wählen – mal ganz abgesehen von denen, die auf das Beten ganz verzichten. Deshalb gilt es mit Georg Wilhelm Friedrich Hegel gesagt: «das Konkrete in seine Besonderheiten zu zerlegen» (§ 190).

Der Stadttheoretiker Christopher Dell (2014) verdeutlicht, dass der Aufstieg des Städtebaus und seiner Leitbilder im 20. Jahrhundert seine Legitimation in der Berufung auf das Bedürfnis findet (S.128). Der Architekt und Urbanist Le Corbusier beispielsweise war der Auffassung, dass Stadtentwicklung auf die Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse auszurichten sei und nicht Ausdruck der Eigeninteressen und des Profitstrebens Einzelner sein dürfe (Werlen, 2004, S.170). Als Federführer der Charta von Athen, dem Manifest des modernen Städtebaus, das zwischen 1928 und 1938 entstand und 1942 publiziert wurde, drängte Le Corbusier darauf, «die Städte auf die modernen Lebensweisen abzustimmen und einen neuen urbanen Lebenskontext zu schaffen» (ebd.). Der Anspruch der Transformation städtischer Wirklichkeiten zielte darauf ab, die räumlichen Lebensbedingungen neu zu ordnen. Und genau da tritt eine bedürfniszentrierte Weltsicht auf den Plan: So sollten nach Le Corbusier die vier Grundbedürfnisse *Wohnen, Erholung, Arbeit und Verkehr* die Leitkriterien der Planung bilden (Werlen, 2004, S.171). Aus dieser anthropozentrischen Weltsicht erwächst jedoch eine Problematik, die der deutsche Philosoph Wolfgang Iser (2001) so beschreibt:

In der entwickelten Moderne des 20. Jahrhunderts (wird) konsequent alles vom Menschen aus geplant und auf diesen zugeschnitten. Man geht von einer Analyse der menschlichen Bedürfnisse aus, soweit die in Sachen Stadt relevant sind, und versucht dann, die Stadt diesen Bedürfnissen entsprechend zu organisieren. Diese anthropozentrische Strategie reicht bis in unsere Tage (...) Merkwürdig nur, dass die Resultate der Erwartung so wenig entsprechen (...). (S.10)

Dass die Resultate den Erwartungen so wenig entsprechen, mag darin begründet sein, dass es gerade die schubweise Fragmentierung von Stadt in Bedürfniseinheiten ist, die das Individuum letztlich in sich aufzunehmen vermag. So fangen die performativen Handlungen der Menschen an, sich dem Plan eines Raumes ganz und gar zu fügen (Dell, 2014, S.134). Mit anderen Worten: In einer dialektischen Bewegung kommt es zur Disziplinierung des Menschen durch den für ihn geschaffenen Raum. Auch Werlen (2004) beschreibt die Problematik, wonach die beschriebene Strategie für die Stadtpolitik noch immer wegweisend ist, und verweist dabei vor allem auf die Bau- und Zonenordnungen und die Flächennutzungs- oder Regionalpläne, die nach bedürfnisbezogenen Kategorien angelegt werden. Sie ermöglichen so bestimmte Tätigkeiten – und verhindern andere über territoriale Regelungen (S.172). Diese Ausrichtung der Planung auf bedürfnisbezogene Kategorien liegt gemäss Dell (2014) daran, dass sich das Bedürfnis als ein Argument erweist, dem jede und jeder folgen und das keine und keiner widerlegen kann. Es scheint ein Argument zu sein, das sich seltsam unbestimmt auf eine Universalität beruft: Es leuchtet ein, dass jede und jeder Bedürfnisse hat (S.112). Für Dell (2014) ist jedoch die konkrete Bestimmung der Bedürfnisse und der dahinter verborgenen Motive problematisch – gerade in Anbetracht psychologischer Erkenntnisse, die zeigen, dass das Verhältnis des Menschen zu seinem Bedürfnis oftmals im Dunkeln bleibt (S.172). Dell (2014) konstatiert ironisch, nun seien es also ausgerechnet die Städtebauerinnen und Städtebauer und Architektinnen und Architekten (und nicht die Psychologinnen und Psychologen), die in der Lage sein sollen, menschliche Bedürfnisse zu verstehen, ja zu berechnen. Mit der Typisierung aber schafften sie gerade jene Formsprache, welche die «ganze Vielfalt und Veränderbarkeit menschlicher Beziehungen und Verhaltensweise (...) auf einfachste Schemata verkürzt» (S.134). Le Corbusier (1925) beispielsweise sah in den Fabrikhallen die gelungene Form: «Im Innern der Fabrikhallen (...) herrscht bewundernswerte Ordnung, sie diktiert die Struktur der Maschinen und wirkt auf ihren Ablauf, bedingt jeden Handgriff der Arbeiter [sic!]» (S.52). Faszi-



niert von derlei Effizienz, rechnete Le Corbusier schlussendlich die durchrationalisierte Betriebsorganisation auf den Massstab der Stadt hoch (Dell, 2014, S.134). Es ist wieder das Raumverständnis des Behälters, dem eine solche Strategie gänzlich verfällt: «Architektur ist Funktion zur Bildung der Gefässe, die die verschiedenen Funktionen moderner Welt in sich aufnehmen», so Corbusier (1964, S.212). Wie Dell (2014) schreibt, hat bereits Theodor W. Adorno dieser Sachlichkeit jegliche Zukunft abgesprochen, weil sie «den Menschen, deren Bedürfnis sie zu ihrem Massstab erklärt, durch spitze Kanten, karg kalkulierte Zimmer, Treppen und Ähnliches sadistische Stösse versetzt» (S.135).

Auch wenn Bedürfnisse dem menschlichen Leben entspringen, lassen sie sich nicht über entsprechende Planungskonzepte neutralisieren. Eine auf Bedürfnissen fussende Argumentationskette erscheint gerade deshalb als brüchig, weil sie sich nach Dell (2014) aus einem einfachen Grund aushebeln lässt (S.135): Funktion konstituiert sich ebenso wie Raum immer gesellschaftlich und stellt entsprechend keine Kategorie «für einen allgemeinen durch seine Physis ein für allemal bestimmten Menschen» (vgl. dazu Adorno, 1977, S.389) dar. Die Architektur, die sich auf das Funktionale bezieht, blendet den widersprüchlichen Charakter von Bedürfnissen aus und spricht von neuen Bedürfnissen, um in der Projektion solcher Bedürfnisse die gewöhnliche Widersprüchlichkeit auszublenden (Dell, 2014, S.135). Architektonischer Funktionalismus bildet damit aber die Widersprüche der Bedürfnisse ab – und auch «den sozialen Antagonismus, (...) dass die gleiche Gesellschaft, welche die menschlichen Produktivkräfte ins Unvorstellbare entwickelte, sie fesselt an die ihnen auferlegten Produktionsverhältnissen und die Menschen, die in Wahrheit die Produktivkräfte sind, nach dem Mass der Verhältnisse deformiert» (Adorno, 1977, S.389–390). Bereits in seiner berühmten, gemeinsam mit Max Horkheimer in den 1940er-Jahren geschriebenen Abhandlung *Dialektik der Aufklärung* hat Adorno dafür das passende Bild gefunden: Die List des Odysseus, sich an den Mast fesseln und Wachs in die Ohren stecken zu lassen, um sich vor dem Gesang der Sirenen zu schützen, hinterlässt den Seefahrer eben – gefesselt (vgl. dazu Horkheimer & Adorno, 1969). Wie bereits erwähnt: Die Menschheit diszipliniert sich durch die eigens erschaffenen Räumlichkeiten selbst. So verheddert sich der Funktionalismus im Gestrüpp gesellschaftlicher Widersprüche. Bedürfnisse lassen sich Sirenen gleich eben nicht so einfach neutralisieren. Dell (2014) erachtet es deshalb als notwendig, die Frage neu zu stellen nach dem, was – im städtischen Raum – für menschliche Bedürfnisse gehalten wird. Wie aber liesse sich nun ein Bedürfnisbegriff erfassen, der noch nutzbar wäre? Dell ersetzt Bedürfnis mit dem Begriff des Vektors und inkludiert damit «die Rede von Bedürfnissen ebenso wie die von Interessen, Akteuren [sic!], Motiven, Kräften, Subjektivität, mithin alle zu ortende Kräften, welche die Raumproduktion des Urbanen in Bewegung halten» (S.138). Gerade weil diese Vektoren oftmals nicht direkt erkennbar sind, kann man sie auch als «stille Steuerungsanteile der Interaktion von Stadtakteuren [sic!] bezeichnen» (ebd.). Damit sind sie das historische Produkt der jeweiligen Gesellschaft und immer auch situationsbedingt (Dell, 2014, S.110). Es muss also darum gehen, den städtischen Raum situativ zu begreifen: Ihn anhand konkreter Situationen vor Ort zu analysieren und die jeweils damit verbundenen Energien, Potentiale und Interessen zu erfassen.

### 3.4 Die Situationistische Internationale

Eine Orientierung an der Situation bzw. hier am Alltagsleben und die Kritik an der funktionsgetrennten Stadt waren zwei Leitmotive der Situationistischen Internationalen (SI), einer bedeutenden Kunst-Bewegung der 1950er- und 1960er-Jahre. Die SI wird – nach den klassischen Kunst-Avantgarden vor dem 1. Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit – gemeinhin als die letzte avantgardistische Bewegung betrachtet. Die Künstler der SI begriffen das Alltagsleben als Folge

von Einzelsituationen in einer als totalitär und entfremdet begriffenen *Gesellschaft des Spektakels*. Die Gesellschaft des Spektakels ist nichts anderes als «die Selbstherrschaft der zu einem Status unverantwortlicher Souveränität gelangten Warenwirtschaft und die Gesamtheit der neuen Regietechniken, die mit dieser Herrschaft einhergehen», schreibt Guy Debord (1996, S.194), einflussreiches Gründungsmitglied der SI. Gegen diese Gesellschaft schlug das vom französischen Autor und Künstler Debord verfasste Gründungsmanifest *Rapport über die Konstruktion von Situationen* eine situationsspezifische Verfremdung des Alltags vor. Debord votiert darin für Taktiken der Störung, Radikalisierung und Zweckentfremdung (*Détournement*) – eine permanente Revolution des Alltags, die durch ästhetische, politische und theoretische Mittel eine Veränderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit herbeizuführen versucht (Kuhnert et al., 2007, S.18). Mit ihrem schwer durchschaubaren Mix aus Recherche, Performance, Provokation, Täuschung und Manifest sind die Situationisten um Debord, welche grossen Einfluss auf die Studentenproteste Ende der 1960er-Jahre hatten, immer noch eine Inspirationsquelle für Kreative und Intellektuelle. Wir sind der Meinung, dass solch kreatives Querdenken auch für planerische und soziokulturelle Projekte zentrale Impulse liefern kann. Dies umso mehr, als dass sich die SI mehr als jede andere Avantgarde mit räumlichen Fragestellungen beschäftigt hat (Anh-Linh Ngo, 2007, S.20), ja, als sich mehrere Exponenten der SI auch direkt mit der Stadt und ihrer Architektur auseinandergesetzt haben.

Debord beispielsweise war der Meinung, dass die bestehende Stadt und Architektur genügend Spielräume bieten würde – für ihn gehe es um eine Umfunktionierung des Bestehenden. Dieses soll, beispielsweise durch ein kollektives kreatives Eingreifen durch *Dérive* (Umherschweifen) und *Détournement* (Zweckentfremdung) verändert werden, wie dies Ngo (2007, S.20) zusammenfasst. Das Umherschweifen ist «eine Bewegungsart, die sich durch ihre Ziel- und Planlosigkeit, durch ihre Verachtung ausgetretener Pfade, ihren Verzicht auf alle bisherigen Bewegungs- und Handlungsmotive den funktionalisierten Zwang-Strukturen der Stadt entzieht, ja sie zweckentfremdet» (Juri Steiner, 2007a, S.29). Das *Dérive* als kollektive Freizeitbeschäftigung zielte darauf ab, die Stadt als Erfahrungs- und Erlebnisraum auszuloten und die unbewussten Zonen der Stadt zu identifizieren und damit auch zu ergründen, welche Auswirkung das städtische Umfeld auf das Individuum hat (vgl. dazu Francesco Careri, 2007, S.35). Anders gesagt, das Umherschweifen diente den Situationisten als Kritik an und als Praxis gegen die bereits diskutierte Disziplinierung durch den Raum. Dieser wollten die Situationisten entgehen: Ihnen ging es nicht nur darum, ein entfremdetes Leben in falschem Bewusstsein zu kritisieren. Getreu Adornos berühmtem Diktum, dass es kein richtiges Leben im falschen geben könne, wollten sie mit ihren Interventionen über die Kunst hinaus dieses auch praktisch verändern.

«Wir wollen die am weitesten emanzipierte Veränderung von der Gesellschaft und dem Leben, in die wir eingeschlossen sind. Wir wissen das es möglich ist, diese Veränderungen durch geeignete Aktionen durchzusetzen», schreibt Debord (1957) einleitend im Gründungsmanifest. Umgesetzt wurde dies in Gegenentwürfen im städtischen Raum, die den Handelnden ebenso verändern sollten wie auch die ihn umgebende Realität. Ngo (2007) macht deutlich, dass die Situationisten damit «die Bedeutungsebene der Stadt vom Objekt des Gebauten auf die Handlung und den Vollzug der Handlung, also auf performative Aspekte des Städtischen» legten (S.20). Man könnte von einer Ambition reden, die die Situationisten getrieben hat – einer Ambition, aus der Stadt, einem Raum der Trennung und Ausschliessung, einen offenen Raum für Erfahrungen zu machen. Das wichtigste Mittel zur Wiederaneignung des, wie es hiess, geraubten Lebens war dabei die Konstruktion von Situationen (Verbotene Gedanken: Situationismus, ohne Datum). So wollten sich die Situationisten in neue, ungewöhnliche Situationen begeben. Sie gaben beispielsweise die Empfehlung aus, mit einem Stadtplan von London durch Paris zu gehen, um sich ihrer Stadt auf eine ganz neue, ansonsten nicht erlebbare Weise auszusetzen (vgl. dazu Martin Büsser, 2009). Auch das *Détournement*

diente den Situationisten als Methode zur Schaffung neuer Situationen (Steiner, 2007b, S.82). Das Ziel war die Sabotage dessen, was die Situationisten das *Spektakel* nannten. Durch Zweckentfremdung wurde versucht, die scheinhafte Totalität des Spektakels zu zerstückeln, also durch «(...) beliebiges Herbeizitieren von Texten (...), das Übermalen, Auseinanderschneiden und Zusammenkleben von bestehenden Kunstwerken, die Zweckentfremdung von Comic Strips durch das Einsetzen revolutionärer Inhalte in die Sprechblase» (Steiner, 2007b, S.82). Die Trümmer und Bruchstücke wurden in einen neuen Sinnzusammenhang gestellt und sollten damit die kreative Produktion einer eigenen Lebenswirklichkeit erlauben (ebd.). Diese Kunstform korrespondiert mit der Idee, sich den öffentlichen Raum anzueignen (vgl. dazu Büsser, 2009).

Die aus der SI hervorgegangenen Strategien stossen heute in der Architektur und im Städtebau auf eine rege Rezeption, wie beispielsweise die 2007 erschienene Ausgabe *Situativer Urbanismus. Zu einer beiläufigen Form des Sozialen* der Zeitschrift für theorieorientierte Architektur *Arch+* zeigt. Und: Die situationistischen Konzepte scheinen sich in veränderter und angepasster Form mehr und mehr durchzusetzen. Darauf deuten unter anderem Methoden hin wie der Stadtspaziergang, das cognitive mapping, die Zwischennutzung und die genannte Orientierung am Alltag, am Ephemerem, am Flüchtigen und Spielerischen der Situation (Kuhnert et al., 2007, S.18). Eine damit verbundene Neujustierung in der Architektur, die immer mehr die Situation vor Ort und auch partizipative Aspekte mitzudenken versucht, ist erfreulich und besonders dann wichtig, wenn mit de Certeau (1988) davon ausgegangen wird, dass die «Umgangsweisen mit dem Raum tatsächlich die determinierenden Bedienungen des gesellschaftlichen Lebens bestimmen» (S.187). Deshalb wollen wir an diesem Punkt anknüpfen und weiterdenken. Folglich versuchen wir, im kommenden Unterkapitel aus den bereits gelegten Theorieansätzen entsprechende Schlussfolgerungen zu ziehen.

### 3.5 Zur Produktion und einem möglichen Verständnis von städtischem Raum

In dieser Arbeit ist es uns wichtig, den Begriff der Stadt nicht ausschliesslich nach statistischen Zahlen zu definieren, sondern der beobachtbaren Vielfältigkeit von Stadt gerecht zu werden. Stadt ist ein vielschichtiges Gewebe, das Transformationen nicht nur unterliegt, sondern diese miterzeugt. Ein rein physischer Begriff von Stadt reicht nicht mehr aus: Benötigt werden neue Wege, sich dem Stadtbegriff zu nähern und ihn zu erläutern, wie das auch Siebel (2010, S.3) in seinem Essay fordert. Einen Versuch, die Stadt neu zu begreifen, macht auch Dell (2014): Er fordert einen neuen Begriff zu finden, der den Top-Down-Blick auf die Stadt überwindet und der eine aus der Stadt selbst hervorgehende Forschung ermöglicht (S.56). In seinem 2014 erschienen Buch *Das Urbane – Wohnen. Leben. Produzieren* schreibt er, dass Stadt ein uns zwar jederzeit gegenwärtiger Begriff sei, den wir nutzen, um zu beschreiben wo wir wohnen, und bei dem wir das Gefühl haben zu wissen, was wir damit meinen (S.9). Diese Art, von Stadt zu sprechen, so Dell (2014), scheine aber ein Ausweichen vor den Zumutungen zu sein, welche die urbane Wirklichkeit derzeit bereit halte. Wer nämlich zeitgenössische Debatten<sup>5</sup> zur Stadt in den Blick nehme, merke schnell, dass der Begriff Stadt keineswegs als so gesichert gelten könne, wie es im Alltagsgebrauch scheine. Gewöhnlich orientieren wir uns zwar noch an der euklidischen Behälterraumvorstellung, also an einer Vorstellung, die Raum als gegebenes, gleichsam natürliches, homogenes Aussen versteht. Doch ökonomische, soziale und kulturelle Transformationsbewegungen wirken derart heterogenisierend, dispers und unbestimmt auf Stadt ein, dass sie unsere herkömmliche Vorstellung der Stadt als Lebensformcontainer unterminieren (S.9–11).

In unserem Verständnis ist die Stadt die Vielzahl der Praktiken der verschiedensten Akteurinnen und Akteure. Stadt ist «das Tun und Lassen in endlosen Zirkeln eines repetitiven Alltags (vgl. Löw,

<sup>5</sup> Vgl. dazu die in der Ausgangslage erwähnten Debatten um nachhaltige Stadtentwicklung, Dichtestress, verdichtetes Wohnen, S.13



2001, S.161), das Strukturen erschafft und reproduziert», wie das Pohl (2013, S.184) in seiner Masterarbeit herausstreicht. Und ebenso sind es nach Pohl (2013) die Regelmässigkeiten und Wechselwirkungen der Praktiken – seien es die Praktiken des Wohnens, des Kommunizierens oder Bewegens –, die schlussendlich das Städtische hervorbringen und produzieren (ebd.). De Certeau (1988) sieht dies ähnlich: Auch für ihn ist es der alltägliche Konsum, der fortlaufend aktiv Bedeutungen erzeugt und somit produziert (S.26). Stadt ist in diesem Sinne nicht mehr nur ein Ort, sondern umfasst soziale Verhältnisse der wechselseitigen Inspiration und des kollektiven Agierens (Anne Vogelpohl, 2015, S.5). Was unterscheidet denn nun den städtischen Raum von anderen, ebenso durch Menschen produzierten Räumen? In den vorangegangenen Ausführungen zum Begriff der Dichte wurde deutlich, dass im städtischen Kontext die soziale und bauliche Dichte höher ist. Lefebvre spricht in diesem Zusammenhang auch von Zentralität. Die Stadt zentralisiert unterschiedliche Momente der sozialen Praxis:

Wir haben das Wesen des Phänomens der Verstädterung in der Zentralität entdeckt, aber in einer Zentralität, gekoppelt mit der dialektischen Bewegung, die sie einsetzt und zerstört, sie schafft oder zerbricht. (...). Die Zentralität (...) bedarf des Inhalts. Dieser Inhalt jedoch kann irgendein Inhalt sein. Anhäufung von Projekten und Produkten in Lagern, Berge von Obst auf den Märkten, Menschenmassen, Leute die sich gegenseitig auf die Füsse treten, Zusammenballungen vielfältiger, nebeneinander, übereinander liegender, zusammengetragener Objekte: das macht die Stadt aus. (Lefebvre, 1972, S.126)

Für Lefebvre – und wir möchten uns hier anschliessen – beruht der Vorzug der städtischen Zentralität vor allem auf der Gleichzeitigkeit. Das heisst: Das Potenzial von städtischem Raum liegt darin, dass er unterschiedliche Elemente einer Gesellschaft zusammenführt und miteinander reagieren lässt (vgl. dazu Klaus Ronneberger, 2015, S.24). Dabei kann «jeder Punkt (...) zum Brennpunkt werden, zum privilegierten Ort, an dem alles konvergiert. So dass jeder städtische Raum in sich dieses Mögliche-Unmögliche trägt, seine eigene Negation» (Lefebvre, 1972, S.46). Dieter Läßle und Gerd Walter (2007) begreifen Stadt deshalb auch als riesigen Zufallsgenerator, «der ein Reservoir an ungebundenen und nicht von vornherein instrumentalisierten Ressourcen bildet, die für eine Vielzahl noch unbestimmter Zwecke einsetzbar sind» (zit. in Pohl, 2013, S.168). Diesem Reservoir an Ressourcen, das dem städtischen Raum zu Grunde liegt, wollen wir mit dem nächsten Kapitel auf die Spur kommen. Wenn der städtische Raum nun als ein – sich immer in Bewegung befindlicher – Prozess betrachtet wird, so muss auch so mit ihm umgegangen und gearbeitet werden: prozessual. Prozessual – oder nennen wir es: situativ – soll der Umgang sein, den wir im nächsten Kapitel anhand des Praxisbeispiels *Euer Werkhof* einführen und anschliessend verdeutlichen wollen. Dabei zeigt sich dieser als eine Art Handlungsmodell, wie das Prozesshafte des Städtischen zu lesen und zu begreifen ist.

## 4 Theorie – Praxis: Ein Transferversuch am Beispiel *Euer Werkhof*

Seit Ende Mai 2014 wird der ehemalige Werkhof (Areal) der Stadtreinigung an der Gundeldingerstrasse 286 in Basel neu bespielt. *Euer Werkhof* (Projekt), eine nachbarschaftliche Umnutzung, wurde durch das Projektbüro *denkstatt sàrl* initiiert, welches das kleine Areal im Gundeldinger-Quartier als Zwischennutzung auf unbestimmte Zeit übernehmen konnte. Die *denkstatt sàrl* ist als Projektbüro für die Denkarbeit aus dem *Baubüro in situ* hervorgegangen (Denkstatt sàrl, 2015) – bei *Euer Werkhof* ist sie für die Entwicklung und Begleitung des Projekts zuständig. Die für das Projekt verantwortlichen Personen sind: Tabea Michaelis (Landschaftsarchitektin, Master in Urban Design), Pan Stoll (Soziologe und Geograf), Susannah Sundman (Geowissenschaftlerin) und Judith Blum (Studentin Soziokulturelle Animation und Ko-Autorin dieser Arbeit).

*Euer Werkhof* wurde 2013 in einem mehrmonatigen, partizipativen Gestaltungsprozess unter dem Titel *Euer PocketPark – ein Ort zum Mitmachen* im Rahmen des Wettbewerbs *Gundeli Denkt* (eine Initiative der Christoph Merian Stiftung) entwickelt. Einerseits erkundigte sich in diesem Rahmen die *denkstatt sàrl* mit einer Postkartenaktion über die Ideen der Nachbarschaft und Quartierbewohnerschaft. Dabei wurde eine ganze Bandbreite an unterschiedlichen (alltäglichen) Aktivitäten wie Gärtnern, Werken, Reparieren, Erholen, Spielen, Lesen, Kochen, Stricken, Backen, Nähen usw. aufgenommen. Andererseits wurden Gespräche mit Anwohnerinnen und Anwohnern sowie den angrenzenden Institutionen wie der Brunnmatt-Schule oder dem Alterszentrum geführt, mit einem thematischen Fokus auf Aspekte des lebenslangen Lernens in der Nachbarschaft. Folgende Fragen standen im Zentrum: Wie wollen wir jetzt und in Zukunft lernen? Wie kann praktisches und theoretisches Wissen auf der Peers-Ebene weitergegeben werden? Welche Themen sind für die unterschiedlichen Altersstufen und Kulturen im Quartier interessant? Wie kann ein Eins-zu-eins-Wissensaustausch stattfinden? An welche Skills (Fähigkeiten) und Talente kann angeknüpft werden? Um diesen und weiteren gesellschaftlichen Fragestellungen nachzugehen, nahm sich *denkstatt sàrl* zum Ziel, den alten Werkhof in seiner eigentlichen Bestimmung zu (re)aktivieren und gleichzeitig um seine immanenten Möglichkeiten zu erweitern. Durch ein wechselseitiges Angebot an lokal-spezifischen (Aus-)Bildungsangeboten soll bei *Euer Werkhof* das Von- und Miteinanderlernen auf verschiedenen Ebenen erprobt und schliesslich in lokal-spezifische (Lern-)Formate überführt werden (Denkstatt sàrl, 2014).



Abbildung 4: *Euer Werkhof* – Gesamtansicht. (Foto: Tabea Michaelis)

Die Programmierung des alten Werkhofs zu einem Ort des *learning from* und *learning on demand* erfolgt mit und durch eine Ko-Autorenschaft, die sich aus den Initiativen und Initianten sowie aus unterschiedlichen Nutzerinnen und Nutzern zusammensetzt und die sich stets weiterentwickelt. Ziel ist es, die verschiedenen Ideen, Persönlichkeiten und Visionen in einem offenen Prozess mit- und ineinander zu verflechten und dieses wachsende sozialräumliche Netzwerk mit den Ressourcen aus der Nachbarschaft zu verdichten. Durch unterschiedliche Motive/Interessen (= Projekte) wird ein spezifisches Curriculum für *Euer Werkhof* geschrieben und in der Praxis (= Lernformate) umgesetzt. Im Verständnis der *denkstatt sàrl* führt das nicht zu einem fertigen Zustand von *Euer Werkhof* – vielmehr soll sich ein andauernd aktiver Prozess entspinnen. Indem der alte Werkhof um seine baulichen und inhaltlichen Möglichkeiten erweitert wird, soll das Erlernen von Fähigkeiten nicht in einem diametralen Frontalunterricht vermittelt werden, sondern durch die Auseinandersetzung mit dem persönlichen Motiv in einer Gruppe unterschiedlicher Akteurinnen und Akteure (Denkstatt sàrl, 2014).



Abbildung 5: *Euer Werkhof* – Von- und Miteinanderlernen. (Foto: Eva-Maria Würth)

Seit der Eröffnung Anfang Mai 2014 zeigt sich im alltäglichen Betrieb, welche Eingriffe oder infrastrukturellen Ergänzungen für eine vielseitige Nutzung wichtig sind. Dazu zählt zum Beispiel der Wunsch nach mehr Tageslicht in den Räumen, nach zusätzlichen Sitzgelegenheiten oder nach ergänzendem Kücheninventar für gemeinsame Essen mit vielen Leuten. Um kleine Eingriffe zu realisieren, hat die *denkstatt sàrl* das Lernformat *WerkShops* entwickelt. Gemeinsam mit Interessierten aus der Nachbarschaft wurden so ausrangierte Fenster in die Schuppen eingebaut, weitere Sitzgelegenheiten und Regale erstellt, eine kleine Werkstatt eingerichtet, Wände gestrichen usw. Diese *WerkShops* erweisen sich als ein geeignetes Format, um mit den Nachbarinnen und Nachbarn in einen unmittelbaren (Aus-)Tausch zu kommen, um sich gleichzeitig Fähigkeiten anzueignen (zu lernen), um gemeinsam Lösungen an konkreten Aufgabestellungen auszutüfteln und um dann beim abschliessenden Essen über die weitere Transformation von *Euer Werkhof* nachzudenken. Neben diesen regelmässigen *WerkShops* und einem wöchentlichen Mittagstisch wurde das Angebot im Verlauf der ersten Monate auch um einen Gemeinschaftsgarten, eine nachbarschaftliche Kompostanlage und eine offene Werkstatt erweitert. Um dem Ort und dem Nebeneinander der unterschiedlichen Gefässe und Projekte gerecht zu werden, formulierte man



Rahmenbedingungen, die von allen mitgetragen werden. Diese wurden durch die Ko-Autorenschaft und den Ort bestimmt und sind nicht in Stein gemeißelt, um dem prozesshaften Charakter des Projekts zu entsprechen.

Die regelmässige Präsenz der Ko-Autorenschaft und die dauerhaften oder temporären Aktivitäten führen immer wieder zu neuen Kontakten, die wiederum zu Katalysatoren für weitere Ideen werden. Seit Winter 2015 kursieren Ideen für einen Maskenbildnerworkshop, für verschiedene Aktionen im Zusammenhang mit der *FlickFabrik* des Institut Hyperwerk (FHNW, HGK), für interkulturelle Kochabende, für den Bau einer Sauna, eines Aussenbackofens, eines Fotolabors und eines Gewächshauses. Um weitere Interessierte für diese und zukünftige Projekte zu gewinnen, bedient sich *Euer Werkhof* verschiedener (analoger) Kommunikationsstrategien. Die Kommunikation von und über *Euer Werkhof* findet hauptsächlich auf dem Areal statt: Einerseits während den offiziellen Öffnungszeiten, an denen jeweils eine Ko-Autorin oder ein Ko-Autor vor Ort ist. Auf der anderen Seite informiert eine Wandtafel an der Strasse jederzeit über den aktuellen Stundenplan. Im Sommer 2015 formierte sich bei *Euer Werkhof* die *Werkbank* (analog zum Stammtisch), die jeweils jeden ersten Donnerstag im Monat zu einem runden Tisch und zum Austausch über die Aktivitäten einlädt.

Das Projekt *Euer Werkhof* und das erarbeitete Theoriewissen in den Kapiteln 2 und 3 sind die Grundlagen für den in den folgenden Unterkapiteln erfolgenden Theorie-Praxis-Transfer und dessen Reflexion. Nachfolgend werden einige relevante Aspekte aus den vorangehenden Theoriekapiteln aufgenommen und in Bezug zu *Euer Werkhof* gesetzt. Ergänzende Inputs liefern das mit Tabea Michaelis geführte Interview vom 29. Mai 2015 und das Wirken von Judith Blum, als Ko-Autorin dieser Arbeit und bei *Euer Werkhof*.

## 4.1 Raum als Versammlung menschlicher und nicht-menschlicher Akteurinnen und Akteure

Kessl und Reutlinger (2010) schreiben:

Städtische Sozialräume sind nicht als dauerhaft räumlich fixierte und klar begrenzte Territorien zu begreifen, sondern als gegenseitige durchwobene, konflikthafte und heterogene soziale Zusammenhänge (soziale Felder), die sich räumlich manifestieren und damit den Stadtraum zu einem mehrdimensionalen und widersprüchlichen sozialen Raum machen (S.40).

Mit diesem Raumverständnis lässt sich *Euer Werkhof* nicht nur als territorial begrenzter Ort bzw. als Räumlichkeit begreifen: *Euer Werkhof* wird zum sozialen Feld. Auch Michaelis formulierte das entsprechend: «Ich lese *Euer Werkhof* nicht als Raum, sondern als Zentralität, in der Sachen zusammenkommen – eine Art Versammlung». Eine Versammlung in diesem Sinne meint ein Zusammenkommen von menschlichen, aber ebenso nicht-menschlichen Akteurinnen und Akteuren. Martin Heidegger (1983) schrieb zum Zusammenhang von Orten und Versammlungen: «Der Ort öffnet jeweils eine Gegend, indem er die Dinge auf das Zusammengehören in ihr versammelt» (S.10). Im gleichen Schritt gelte es zu erkennen, «dass die Dinge selbst die Orte sind und nicht nur an einen Ort gehören» (Heidegger, 1983, S.11). Der Philosoph Günter Figal (2010) folgert daraus, dass so jedes Ding – einfach nur als Ding an sich – den Blick zu anderen Dingen öffnet. Nach Heidegger gilt es, diese Öffnung der Dinge durch die Dinge selbst geschehen zu lassen – er nennt dies «Einräumen» (S.236). Figal macht deutlich, dass das Einräumen dabei nicht als das Aufstellen von Dingen in einem Raum zu verstehen sei, sondern als «die Selbstzurücknahme, die gemeint ist, wenn man sagt, dass man jemandem einen Platz, eine Frist oder ein Recht einräumt» (ebd.). So meint Einräumen im Sinne Heideggers also eigentlich, dass man den Dingen einen Platz überlässt und zugesteht. Diese «Freigabe» gibt nach Heidegger (1983) «den Dingen die Möglichkeit, an ihr

jeweiliges Wohin und aus diesem her zueinander zu gehören» (S.10).

In diesem Sinne lässt sich *Euer Werkhof* als Versammlung begreifen, an der die Nutzenden und Besuchenden, aber auch die Schuppen (als gebauter Raum) und weitere menschliche und nicht-menschliche Akteurinnen und Akteure von sich aus zusammengekommen sind: Die Katze, die täglich kommt, aber auch die Kompostanlage und der Gemeinschaftsgarten. Damit rückt der gebaute Raum in den Hintergrund – er ist *lediglich* noch Akteur – einer unter vielen und nicht zwangsläufig der zentrale.

Was bedeutet es nun, nicht-menschliche Objekte als Akteurinnen oder Akteure zu begreifen? Es bedeutet, ihnen auch Fähigkeiten und Ressourcen zuzugestehen und Aufgaben zu übergeben. Ein Beispiel für *Euer Werkhof* liefert der Zaun: Er kann als ein Mitspieler für die Kommunikation betrachtet werden. Obwohl er zwar per se noch kein Ereignis konstituiert, als mögliches Medium aber über eine Potenzialität verfügt, trägt er die Fähigkeit in sich, als Kommunikationsmittel zu fungieren.



Abbildung 6: *Euer Werkhof* – Der Zaun als Mitspieler. (Foto: Susannah Sundman)

Es ist wichtig, sich bewusst zu werden, dass nicht nur menschliche, sondern auch nicht-menschliche Akteurinnen und Akteure erstens existieren und zweitens auch handeln oder performen. Das mag auf Anhieb vielleicht befremdlich erscheinen, denn, so hat Heidegger (1951) bereits erkannt, «unser Denken ist freilich von altersher gewohnt, das Wesen des Dinges zu dürftig anzusetzen» (S.43). Mit dem Setzen der richtigen Rahmenbedingungen lassen sich für Objekte oder Dinge die Spielregeln definieren, die ihnen eine produktive Rolle im Gesamtprozess zukommen lassen. Diese ressourcenorientierte Sichtweise auf nicht-menschliche Akteurinnen und Akteure spielt insbesondere dann eine zentrale Rolle, wenn davon ausgegangen wird, dass die Stadt bereits gebaut ist und es darum geht, den Bestand zu bespielen bzw. zu programmieren. Das gebaute Umfeld wird zur Akteurin bzw. zum Akteur und bleibt nicht Gefäß, worin sich die Dinge erst abspielen. Damit rückt die Praxis und nicht der Ort in den Vordergrund, wie auch Michaelis betonte. Sie meinte im Interview: «Ein Programm braucht nicht immer einen Raum, es braucht vielleicht eine Verortung. Eine Verortung der Praxis, aber nicht mehr und nicht weniger». Und sie geht noch

weiter: «*Euer Werkhof* könnte man theoretisch auch auseinander nehmen: Küche, Kompost, Werkstatt ... das sind alles Teile, die alleine für sich auch funktionieren. Diese Komponenten könnte man auch an einem anderen Ort wieder zusammenbringen.» Genau so funktioniert für Lefebvre (1972) auch die Stadt an sich: «Die Stadt (...) wird produktiv (...), in erster Linie dadurch, dass sie die zur Produktion erforderlichen Elemente zusammenführt, (...) nichts existiert ohne Austausch, ohne Annäherung, ohne Nähe, ohne Beziehungsgefüge also» (S.127). Und so wird Stadt nach Lefebvre zum Ort mit einer hohen Überlagerung und mit verschiedensten Verbindungen von materiellen Praxen menschlicher Subjekte. Und, könnte man nach den vorherigen Überlegungen ergänzen: Objekte.

## 4.2 Verschaltungen: Verwandeln & Verknüpfen, Aufbrechen & Umdeuten

Es gilt, die Relation zwischen Dingen, Menschen und Orten zu verstehen. Danach können die Dinge untereinander neu verschaltet und darüber hinaus neue Nutzungen möglich werden. Die Stadt birgt für Lefebvre (1972) genau dieses Potenzial: «Sie schafft eine urbane Situation, in der unterschiedliche Dinge zueinanderfinden und nicht länger getrennt existieren» (S.127). Die Schwierigkeit liegt darin zu sehen, wie die Dinge zueinander in Beziehung stehen – was sie machen und wie sie es machen. Wie ist ihre Produktionsweise? Wir sehen es als eine mögliche neue Aufgabe der Soziokulturellen Animation, dieses *making-of* von Versammlungen (im Sinne Heideggers) zu übersetzen. Man benötigt dazu nicht nur ein relationales Raumverständnis in der Theorie, sondern es ist erforderlich, praktische Prozesse entsprechend zu lesen. Michaelis ermunterte: «Erst wenn man die Komplexität in ihrer Komplexität begreift und versteht, wird es spannend!» Sie machte deutlich, dass mit der Möglichkeit von Neuverschaltungen auch die eigenen Handlungsoptionen als Akteurin bzw. Akteur mehr werden:

Wenn du alles kennst, kannst du die Sachen zusammenführen, neu verschalten. Das ist der Katalog der Möglichkeiten (...) Man kann auch irgendwie nichts mehr falschen machen – weil man eigentlich immer reagieren kann. Man ist plötzlich Mitspieler oder Mitspielerin, und dann macht das Spiel Spass.

Interessant scheint hier ein Bezug zur Situationistischen Internationalen<sup>6</sup>: Auch für die Situationisten war das Spiel von enormer Bedeutung, wie sie im Rahmen ihrer Konzeption des unitären Urbanismus (U.U., als eine von der SI entwickelte neuartige situationistische Stadtutopie) schreiben: «Während die Städte selbst als elendes Spektakel (...) feilgeboten werden, betrachtet der U.U. die städtische Umwelt als ein Gelände für Spiele (...)» (Situationistische Internationale, 1959, S.88). Was heisst das nun konkret? Bei *Euer Werkhof* liesse sich die Suche nach der *Erweiterung der immanenten Möglichkeiten* als eine Art Spiel begreifen. So wurde die Mulde der Stadtreinigung zum Gartenbeet umgenutzt und ein alter Boiler zu einem Grill umfunktioniert. Der Gedanke dahinter: Es gibt unsichtbare Möglichkeiten. Vorerst geht es darum, die Dinge so zu belassen wie sie sind, sie zu beobachten, zu verstehen und dann zu schauen, wie sie miteinander verbindbar werden. So entstand bei *Euer Werkhof* auch die Idee, die in der Kompostanlage entstehende Wärme für die Sauna zu nutzen. Dies ein Beispiel für eine Idee, die vorerst vielleicht als Option gar nicht im Raum steht, die sich erst im Prozess der Nutzung zeigt und in der Kombinatorik des Netzwerks unterschiedlicher Akteurinnen und Akteure plötzlich umsetzbar wird. Unterlegen lässt sich dieses Beispiel mit den Worten der Situationistischen Internationalen (1959): «Diese gegenseitige Durchdringung – Gebrauch der gegenwärtigen und Aufbau der zukünftigen Stadt – impliziert die Taktik der Zweckentfremdung (...)» (S.88). Das erfordert natürlich eine grundsätzliche Offenheit gegenüber neuen Optionen. Michaelis machte das zum zentralen Paradigma von *Euer Werkhof*: «Erstmal alles zulassen. Erstmal ist alles möglich».





Abbildungen 7–9: *Euer Werkhof* – Umfunktionierter Boiler. (Fotos: Judith Blum)

### 4.3 Umnutzung als mögliches Programm zur Befreiung von der Disziplinierung durch den Raum

Burkhardt nennt Umnutzungen eine direkte Form von subjektiver Raumnutzung, subjektivem Raumgebrauch und -aneignung (Fezer, 2004, S.14). Wichtig scheint für ihn dabei, dass auf diesem Weg versucht wird, sich von einem entfremdeten Leben zu befreien. Er plädiert deshalb für eine demokratische Planung. Auch Mäder (2014b) betont, dass sich Burkhardt für eine neue engagierte Praxis und den vertieften Einbezug demokratischer Prozesse in die Planung einsetzte. Die lokale Bevölkerung solle in den Quartieren möglichst viel mit- und selbst bestimmen, wobei ein verbrieftes «Recht auf Differenz» vielfältige Räume und auch Widersprüche zulassen solle (S.283–284). Im Gespräch griff Michaelis das Thema der Ko-Autorenschaft auf: Wie die Umnutzung *Euer Werkhof* kollektiv gestaltet werden soll, handelt die *denkstatt sàrl* und die Nutzerschaft im Rahmen einer Ko-Autorenschaft gemeinsam aus. Weiter betonte sie:

Wir sind ein Kollektiv. Das Kollektiv ist gross, es kommen ständig mehr Leute dazu. Entscheidungen machen alle. Und ja doch, die *denkstatt sàrl* hat das Bestimmungsrecht, und ich frage mich immer wieder: Wie viel gebe ich vor, wie viel lasse ich zu? Ich bin mir noch nicht sicher, wie wir damit umgehen wollen.

Wir denken, dass eine Ko-Autorenschaft demokratische Prozesse und Mitbestimmung fördern kann. In Mäders (2014b) Worten bedeutet das auch:

Lokal praktizierte, deliberative Demokratie weitet Prozesse der Mitbestimmung in allen Lebensbereichen aus. Mit Zeit und Respekt. Das motiviert. Der Stadtplanung kommt die Aufgabe zu, Diskussionsräume zu schaffen und Debatten professionell zu begleiten. Das verlangt viel Verhandlungsgeschick. Mit der Mediation statt Manipulation. So entstehen Konsense, die tragfähig sind und integrativ wirken. So lassen sich unterschiedliche Anliegen der Bevölkerung aufnehmen: mit kreativ gestalteten Räumen, die vielfältige Nutzungen und Lebensentwürfe zulassen. (S.284)

Das Konzept *Euer Werkhof* sieht zwar eine flache Hierarchie und wenig Struktur vor: Entschieden wird durch die Ko-Autorenschaft (Denkstatt sàrl, 2014). Trotzdem sind auch bei gemeinsamen Entscheidungen gewisse Machtverhältnisse gegeben – schlussendlich bestimmt die *denkstatt sàrl*. Michaelis ist sich dessen bewusst, meinte jedoch, dass sich durch das Mitmachen vieler Parteien bei *Euer Werkhof* so oder so alles vermische. Die Planenden werden zu Nutzenden und umgekehrt.

«Du bist ein Teil davon, und du hast immer nur so viel Macht wie die anderen, du bist immer ein Teil des Kollektivs und natürlich dementsprechend auch eingeschränkt», meinte Michaelis. Mäder (2014a) erwähnt, dass die Fähigkeit sich durchzusetzen wesentlich von der Ausstattung mit Ressourcen abhängt. Er schreibt auch, dass Macht sich nicht dualistisch oder mechanisch gestaltet, sondern stets über eine Dynamik verfügt (S.13). Schmassmann und Mäder (2014) halten fest: «Je mehr Macht wir haben, desto einfacher können wir Ziele erreichen. (. . .) Macht hat, wer imstande ist, andere einzuschränken, zu belohnen, zu informieren oder wegzudefinieren» (S.106). Wie verhält sich das bei *Euer Werkhof*? Wir sehen das Setting von *Euer Werkhof* als Möglichkeit, die Machtverhältnisse zu dynamisieren. So betrachten wir die Ko-Autorenschaft als geeignet, um einer Verhärtung der Machtverhältnisse entgegenzuwirken und die eigentliche Macht situationsbezogen zu verteilen. Je nach Situation mal an den Schuppen, mal an die Katze, mal an die Nutzergruppen. Hinzu kommt, dass bei *Euer Werkhof* durch die Vielfalt unterschiedlicher Akteurinnen und Akteuren die Entscheidungsprozesse nicht mehr unbedingt personenbezogen verlaufen, ja teilweise nicht mal mehr ausschliesslich von Menschen geprägt werden. Vielmehr erhalten räumliche oder zeitliche Settings eine grosse Macht.



Abbildung10: *Euer Werkhof* – Ko-Autorenschaft. (Foto: Judith Blum)

#### 4.4 Sozio-materiale Kollektive

Werden bei *Euer Werkhof* neue Leute aktiv, wächst und verdichtet sich das sozialräumliche Netzwerk. Das bedeutet, dass neue Ressourcen dazu kommen und sich das Kollektiv ständig vergrößert. Wenn davon ausgegangen wird, dass (durch das wachsende sozialräumliche Netzwerk) auch immer mehr Dinge und Objekte dazukommen, kann in Anlehnung an Dell von einem sozio-materiale Kollektiv gesprochen werden (vgl. dazu Dell, 2015). Die Verdichtung dieses Kollektivs ist erklärtes Ziel der *denkstatt sàrl*, was Michaelis im Interview folgendermassen ausdrückte: «Das sozialräumliche Netzwerk soll sich stets mit den Ressourcen aus der Nachbarschaft verdichten». Bezugnehmend auf Durkheim und seine Definition von sozialer Dichte, könnte man das entsprechende Unterfangen auch als «(...) Überbrückung der Leerräume, die die sozialen Segmente trennen» denken (Roskamm, 2011, S.27).





Abbildung 11: *Euer Werkhof* – Über das Areal hinaus. (Foto: Judith Blum)

Es handelt sich um eine Operation der Vermittlung, die gleichzeitig eine Verdichtung der Netzwerkknoten bewirken soll. Ziel der Intervention ist eine Sphäre, die sich in Anlehnung an Dell als sozio-materiale Dichte beschreiben liesse, richten sie sich doch längst nicht mehr nur an menschliche Akteurinnen und Akteure, sondern ebenso auch an die Dinge und Objekte, die vor Ort versammelt sind. Das dadurch entstehende und sich permanent erweiternde sozio-materiale Kollektiv breitet sich über das Werkhof-Areal aus und trägt die Idee auch in andere Teile des Quartiers und womöglich der Region und der Stadt. Der auf dem Werkhof gebaute Marktstand für die Markthalle Basel erinnert an seinem dortigen Standort an *Euer Werkhof*. Und auch die gewonnene Komposterde wurde verteilt, kommt an neuen Orten zum Einsatz und schafft damit Verbindung. Michaelis formulierte das im Gespräch als rhetorische Frage: «Wo fängt *Euer Werkhof* an, und wo hört er auf? Ist es der Zaun oder sind es die Ko-Autorinnen und -Autoren, die dann ja auch über die Stadt verteilt leben und wirken?».

#### 4.5 Formale Bestimmungen entwickeln lassen

Sabine Tschäppeler, Sabine Gresch, Martin Beutler und Philipp Cabane (2007) halten fest, dass im Stadtgefüge immer weniger nicht vorbestimmte Orte anzutreffen sind. Meist ist die Nutzung vorgegeben – und wenn die Handlung vom vorgesehenen Gebrauch abweicht, kann das Sanktionen nach sich ziehen (S.24). Wenn die Nutzung bestimmt ist, sind meist auch die Rahmenbedingungen gegeben – der Spielraum wird klein, der Raum erhält eine disziplinierende Funktion. Bei *Euer Werkhof* ist die Nutzung nicht vorgegeben: Vielmehr hängt alles davon ab, welche Ideen verwirklicht werden. Die formalen Bestimmungen sind bei *Euer Werkhof* Rahmenbedingungen, und sie entstehen durch den Einbezug vieler Faktoren: «Der Ort wird erstmal zum Rahmen», meinte Michaelis im Interview. Der Bestand ist gegeben, die Ideen müssen sich erstmal daraus entwickeln. Die *denkstatt sàrl* setzte zusätzlich auch erste Rahmenbedingungen, indem sie vorgab, dass nur verwendet wird, was vor Ort ist, und dass bauliche Lösungen nicht im Vordergrund stehen. Auch die finanzielle Situation ist eine Rahmenbedingung. Michaelis meinte dazu: «Stürzt zum Beispiel das Dach ein oder wir können die Nebenkosten nicht mehr bezahlen, dann scheitert das Projekt nicht, sondern es entstehen neue Rahmenbedingungen.»

Rahmenbedingungen ergeben sich aber auch über die Ko-Autorenschaft. So geben zum Beispiel die Ressourcen der Ko-Autorinnen und -Autoren die Öffnungszeiten vor, weil sie bestimmen, wann sie auf dem Areal anzutreffen sind. Eine weitere massgebliche Rahmenbedingung ist die Endlichkeit des Projektes *Euer Werkhof*. Diese hat gemäss Michaelis unterschiedliche Ebenen. Da ist einerseits die Endlichkeit einzelner Projekte:

Die Endlichkeit ist wichtig in solchen Projekten, oder besser: die Möglichkeit, der Unendlichkeit ein Ende setzen zu können – durch ein Reset alles wieder auf Null zu setzen. Bei den Projekten soll es eine Art *Verfallsdatum* geben. Dann gibt es eine Reflexion oder sogar einen Cut – womit das Projekt beendet wird.

Das Wissen um die Endlichkeit kann Projekten Auftrieb geben: Sie können sich verändern und entwickeln, ohne dass die Angst des Scheiterns im Vordergrund steht.

Andererseits ist auch das Werkhof-Areal mit seiner Endlichkeit konfrontiert. Es kann sein, dass die Zwischennutzung ausläuft, oder dass sie sich über eine Form von Institutionalisierung verewigt. Für Michaelis besteht die Möglichkeit, «dass man das Areal ins Freiraumkonzept des Gundeli einschreiben kann, dass der Ort als Grundfläche ins übergeordnete Freiraumkonzept vom Quartier aufgenommen wird, also ins städtische Inventar. Ab diesem Moment könnte man das Areal abgeben». Im Verständnis von Michaelis sind die Rahmenbedingungen also niemals starre und unveränderliche Strukturen, sondern fragile und prekäre, prozesshaft sich verändernde Einflussgrössen. Sie können weiter gefasst werden oder sich verengen, und es wirken viele Faktoren auf sie ein. Wichtig ist, dass die gesamte Ko-Autorenschaft die Rahmenbedingungen kennt, akzeptiert und mitträgt. So angewendet, engen Rahmenbedingungen nicht ein, sondern sie eröffnen Möglichkeiten.

Dass die Rahmenbedingungen bei *Euer Werkhof* über den Prozess und die Ressourcen entwickelt und sie als etwas Sich-veränderndes angesehen werden, nimmt dem Begriff einiges an negativer, einschränkender Konnotation. Rahmenbedingungen werden in diesem Fall nicht gesucht, sondern sie ergeben sich aus der Beobachtung und aus der Entwicklung. «Erstmal ist alles möglich», wie Michaelis im Interview sagte. Die Beobachtung und eine darauf folgende, sich stetig ändernde Entwicklung von Rahmenbedingungen können als Methoden einer (kleinen) Sozialraumanalyse betrachtet werden. So wird die Perspektive der Ko-Autorenschaft eingenommen, mit dem spannenden Unterschied, dass sich die Ko-Autorinnen und -Autoren selber und auch gegenseitig beobachten. Die Analyse erhält im Vollzug ein performatives Element. Dell (2014) argumentiert ähnlich: «(...) folglich muss die Analyse selbst irgendwie Handlung werden und sich in die Bewegung des zu Untersuchenden hineinbegeben» (S.99). Die Ko-Autorenschaft findet durch die Handlung und die Beobachtung heraus, welche Themen und Ideen sie bei *Euer Werkhof* verwirklichen will. Die entwickelten Ideen, wie zum Beispiel der Mittagstisch, das *FoodSharing*, der Kompost usw., bedingen ein Neben- und Miteinander. Stets gilt es herauszufinden, wo Schnittstellen sind und wo ein Setzen von Rahmenbedingungen notwendig wird. Durch das Zusammentragen der Beobachtungen und deren Auswertung (Evaluation) können die Rahmenbedingungen für *Euer Werkhof* und das gemeinsam genutzte Areal entwickelt werden. Verändert oder vergrössert sich das Kollektiv, verändern sich vielleicht auch die Rahmenbedingungen.

## 4.6 Miteinbezug von unsichtbaren Zusammenhängen und Möglichkeiten

Michaelis sagte im Interview: «Auch der Ort hat Fähigkeiten.» Räume und sogar ganze Gebäude haben Skills. Es sind die – zuerst eventuell unsichtbaren – Möglichkeiten an einem Ort, die als Fähigkeiten verstanden werden können. Zum Beispiel stehen zwei Schuppen eng beieinander und

ermöglichen es so, dass ein Sonnenschutz<sup>7</sup> gespannt werden kann. Daraus ergibt sich eine weitere Frage: Haben auch Wände, Decken, Zäune und andere Flächen solche Skills, die genutzt werden können? Mit solchen Gedankenspielen wächst die programmierbare Fläche beim Werkhof plötzlich – von ungefähr 400 m<sup>2</sup> auf 952 m<sup>2</sup>. Und mit der *gewonnenen* Fläche verändern sich auch die Möglichkeiten (Denkstatt sàrl, 2014). Mit der Ko-Autorenschaft kommen laufend weitere lokale Skills dazu – eine Person hat handwerkliche Fähigkeiten, eine andere gärtnerische, usw. Die so versammelten Skills (von Menschen, von Objekten und von Räumlichkeiten) kommen immer wieder in anderer Kombination zusammen. Je länger das Projekt dauert, umso mehr steigert sich so die Zahl der Möglichkeiten und Fähigkeiten (durch die Personen, Objekte und Räumlichkeiten). «Plötzlich konnte die Werkprozess-Tafel auf eine Holzplatte gelasert werden – weil eben eine Person diese Skills mitgebracht hat», nannte Michaelis im Interview als ein Beispiel.



Abbildungen 12+13: *Euer Werkhof* – Fenstereinbau. (Fotos: Tobias Wiesinger)

Bei Lefebvre wird in der *räumlichen Praxis* ein *wahrgenommener Raum* produziert. Er geht davon aus, dass alle wissen, was gemeint ist, wenn von allgemeinen Räumen die Rede ist – hier also, was der ehemalige Werkhof der Stadtreinigung gewesen ist. Die Beschreibungen entsprechen dem Gebrauch. Die räumliche Praxis findet immer in einer gesellschaftlich produzierten Wirklichkeit statt, die bereits vielfach verbunden ist (Schmid, 2010, S.210). Der alte Werkhof entspricht jedoch nicht mehr dem ihm ursprünglich zugesprochenen Zweck als Arbeitsort der Stadtreinigung, sondern darf nun von der Ko-Autorenschaft Schritt für Schritt in einen neuen Gebrauch und – in einen neuen Alltag überführt werden. Alle Nutzerinnen und Nutzer bringen bei *Euer Werkhof* ihre Handlungen ein und (re)produzieren so neuen Raum. Die Skills des Ortes werden wahrgenommen und erhalten unter Umständen durch die Umnutzung eine komplett andere Bedeutung. Mit der Berücksichtigung der vorhandenen Skills beginnen die Ko-Autorinnen und -Autoren, anders (und weiter) zu denken, sie nehmen Objekte und Räume anders wahr. Und mit jeder neuen Akteurin, jedem neuen Akteur verändert sich die räumliche Praxis – denn wie es bereits bei de Certeau (1988) heisst: «(...) es gibt tausenderlei Arten und Weisen, etwas zu benutzen» (S.77).

In Bezug auf die Dimension des *konzipierten Raumes* stellt sich die Frage, ob die praktische Bedeutung noch mit der Nutzung übereinstimmt. Bei *Euer Werkhof* beginnen die Nutzenden das System zu verändern, indem sie Räume anders bespielen: Ein Gebäude wird zur Küche und zur Werkstatt umfunktioniert, in ein anderes wird ein Fotolabor integriert. Die ursprünglich (baulich) festgelegte Beziehung zwischen Objekt und Mensch wird einer neuen Bedeutung zugeführt.

<sup>7</sup> Vgl. Abbildung 4: *Euer Werkhof* – Gesamtansicht. S.40



Bei Lefebvre nimmt im *gelebten Raum* das Alltagsleben Gestalt an. Beim Projektstart *Euer Werkhof* gab es jedoch noch keinen gelebten Alltag unter der Ko-Autorenschaft. Einige kannten vielleicht den alten Werkhof vom Vorbeilaufen, sie kannten die Geräusche, die Gerüche, die ehemaligen Arbeitenden usw. Es existierten aber nur wenige bis keine kollektive Erfahrungen und Erlebnisse. Die Umnutzung ermöglicht nun den kollektiven Aufbau einer neuen symbolischen Ordnung auf dem Areal und über dieses hinaus: Geschichten beginnen sich zu entspinnen, Bedeutungen entstehen. Trotzdem hat das Areal ja auch eine Geschichte im Gundeldinger-Quartier, und auch diese kann einfließen. *Euer Werkhof* hört zudem nicht am Zaun auf: Alle Ko-Autorinnen und -Autoren haben ihr eigenes Netzwerk, das aufs Areal einwirkt. Die Nachbarschaft, die Institutionen usw.: Sie alle agieren auf ihre Weise auf diesem Areal und hinterlassen Spuren.

## 4.7 Situativer Prozess als Programm

*Euer Werkhof* versteht sich als ein dauernder *offener Prozess* (Denkstatt sàrl, 2014). Offener Prozess meint, dass es im Verständnis der *denkstatt sàrl* für *Euer Werkhof* «weder ein Ende noch einen fertigen Zustand gibt» und dass alles «situativ aus dem Prozess heraus geschehen soll», wie Michaelis deutlich machte. Am Anfang des Projekts wurden von der *denkstatt sàrl* demnach keine Strukturen festgeschrieben. Michaelis: «Wir haben keine Ansprechperson definiert, keinen Putzplan aufgestellt..., die Struktur sollte sich erst durch die Bedürfnisse entwickeln». Gestartet ist *Euer Werkhof* aber nicht mit der Ermittlung von Bedürfnissen, sondern mittels einer Postkartenaktion, mit der versucht wurde, bei den Bewohnerinnen und Bewohnern des Quartiers erste Ideen und Themen abzufragen. So erst kristallisierte sich das Thema des lebenslangen Von- und Miteinanderlernens heraus. «Das war die erste Struktur. Alles, was mit Lernen und Wissen zu tun hat, kann darin integriert werden», meinte Michaelis im Interview.

Es ging also nicht in erster Linie darum herauszufinden, welche Bedürfnisse vorhanden sind, die es dann zu befriedigen gegolten hätte. Im Vordergrund standen Motive, Ideen und Themen aus der Nachbarschaft. Dies entspricht dem Verständnis bei Dell (2014), der mit seinem Begriff des Vektors die Interessen, Motive, Kräfte, Akteurinnen und Akteure ebenso wie die Bedürfnisse<sup>8</sup> meint (S.138). Die Situation vor Ort zu begreifen zu versuchen, das meint auf diesen Vektor bezogen, sich bewusst zu werden, welche Interessen und Potenziale<sup>9</sup> in einer Situation auffindbar sind. Dell (2014) macht deutlich, dass Vektoren oftmals nicht direkt erkennbar sind. So können Vektoren als «stille Steuerungsanteile der Interaktion von Stadtakteuren» (Dell, 2014, S.138) eben auch nicht einfach erfragt werden.

Eine prozessuale Vorgehensweise scheint in Anbetracht davon, dass Vektoren immer situationsbedingt sind, eine geeignete Möglichkeit zu sein, um Energien, Potenziale und Interessen zu erkunden. Vektoren führen in eine Struktur. «Sie baut sich auf, ist aber nichts, das entsteht und dann bedient wird. Die Struktur ist immer Teil des Projektes selbst», wie Michaelis im Interview betonte: Strukturen ergäben sich aus Wiederholungen – ein Beispiel dafür ist der wöchentliche Mittagstisch. Dieser ist eine «Aktivität, die sich durch das Wiederholen eingeschrieben und eine gewisse Regelmässigkeit erhalten hat, so muss nicht immer alles neu erfunden werden», beschrieb Michaelis weiter. Das lässt sich mit Dell (2014) untermauern, der schreibt, dass in Prozessen, «die ihre Form erst im Verlauf der Zeit herausbilden, der formale Fokus vor allen Dingen der Rahmung zu gelten» habe (S.215). Michaelis sieht den Mittagstisch deshalb auch als eine Art Setzung – «aber nicht nur im Sinne einer Intervention, sondern eben auch als ein eigenes Bedürfnis». Vektoren und Strukturen ergeben sich bei *Euer Werkhof* durch den offenen Prozess und werden nicht vorweg genommen. Für den Umgang mit den gebauten Räumen bedeutet das, sich Zeit zu lassen,

<sup>8</sup> Vgl. dazu 3.3 Bedarf und Bedürfnis, S.34

<sup>9</sup> Vgl. dazu 4.6 Miteinbezug von unsichtbaren Zusammenhängen und Möglichkeiten, S.48

bis Strukturen aus der Handlung entstehen. Bei *Euer Werkhof* zeigt sich das, indem die Ko-Autorenschaft «bauliche Veränderungen nur dann vornimmt, wenn sie sich aus dem Gebrauch ergeben», so Michaelis. Das heisst: Man agiert zuerst einmal aus und mit dem Bestand und versucht die Ideen so umzusetzen.



Abbildung 14: *Euer Werkhof* – Neue Küche im Umbau. (Foto: Judith Blum)

Der Mittagstisch startete beispielsweise mit einer kleinen, kaum eingerichteten Teeküche mit zwei Herdplatten. Irgendwann wuchs der Mittagstisch derart, dass man sich gemeinsam dazu entschloss, die Küche umzubauen. Was wiederum auch nur möglich wurde dank der gesteigerten Möglichkeiten und Skills der Ko-Autorenschaft. Die neue Küche konnte nämlich durch einen Nutzer auf einer Baustelle gratis ausgebaut und mit Hilfe der *Macherschaft* (einer Nutzer-Gruppe rund um die Werkstatt) auf dem Werkhof wieder eingebaut werden. Auf ähnliche Weise wurde irgendwann klar, dass es im grossen Schuppen Fenster braucht, damit Tageslicht in die Räume fallen kann. Auch dies war kein Entscheid, der auf Anhieb getroffen wurde – auch er ergab sich erst aus dem Prozess.

*Euer Werkhof* kann entsprechend als ein Beispiel da stehen, wie man über die Beteiligung der Nutzenden und den Abbau der Professionalisierung die von Burckhardt angesprochene Logik der Bedürfniserfüllung überwinden kann. Was passiert, wenn Bedürfnisse vorweggenommen werden und bauliche Veränderungen sich nicht erst durch den Gebrauch ergeben, zeigt das folgende Beispiel am *Chalet*. Aus lauter Freude daran, Fenster einzubauen, fing die Ko-Autorenschaft damit an, dort ebenfalls Fenster einzubauen, ohne dass die Nutzung bzw. Nutzende für das Chalet gefunden waren.. Nötig wäre das nicht gewesen, denn das Chalet wurde bis dahin nur als Lagerfläche genutzt. Ein paar Monate später interessierte sich dann die Nutzergruppe *Cafélysator* für das Chalet. Ihre Idee: Sie wollten ein analoges Fotolabor einrichten. Das sei sehr gut möglich, nur müsse man die Fenster abdunkeln, meinten sie. Das Beispiel zeigt, dass es in einem offenen Prozess wichtig ist, die Dinge nicht vorwegzunehmen, sondern den Entscheidungen die nötige Zeit zu geben. Das will gelernt sein.

## 4.8 Provokation zur Konstruktion neuer Situationen

In einem solchen Prozess sei vor allem eines spannend zu beobachten, so Michaelis im Gespräch: «Bei Unsicherheiten fallen die Ko-Autorinnen und -Autoren schnell in alte Muster zurück, und die Bequemlichkeit richtet sich dort ein, wo etwas gut läuft». Die Gruppe *Macherschaft* beispielsweise war von Anfang an dabei und trug massgeblich dazu bei, *Euer Werkhof* zu entwickeln. Entsprechend fingen die Beteiligten an, Ansprüche zu stellen. Für Michaelis verständlich: «Das ist klar, dass man Ansprüche stellt. Man eignet sich den Ort ja auch an und identifiziert sich damit.» Ein Beispiel: Die *Macherschaft* richtete sich in den Räumen eine Holzwerkstatt ein und nutzte das Chalet als Abstellort für Materialien. Nun wollte aber die erwähnte neue Gruppe – *Cafélyikator* – im Chalet ein Fotolabor einrichten. Die Aufgabe der *denkstatt sàrl* sah Michaelis dabei nicht darin, «diese Ansprüche zu moderieren, sondern eher Wege zu finden zu provozieren». Das wurde in diesem Fall mit dem Euer-Werkhof-Paradigma «vorerst ist alles möglich» gehandhabt. Der jungen Gruppe wurde das *Chalet* versprochen. Ab diesem Zeitpunkt lag es dann in der Hand der gesamten Ko-Autorenschaft, sich untereinander abzustimmen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Der *Macherschaft* wurde klar, dass sie sich nicht bequem einrichten können, weil es auch andere Ko-Autorinnen und -Autoren mit Ideen und Motiven gibt. Und für *Cafélyikator* wurde klar, dass sie, bevor sie mit ihrem Vorhaben beginnen konnten, helfen mussten, eine Lösung für das Material der *Macherschaft* zu finden.

So wird klar: Bruchmomente führen zu geänderten Rahmenbedingungen. Und zwar egal, ob sie provoziert werden oder sich durch den Prozess selbst ergeben. Die grosse Herausforderung ist für Michaelis, dabei zu erkennen, in welchen Situationen es Sinn ergibt, einen Bruchmoment zu provozieren. Ähnliche Taktiken<sup>10</sup> finden sich bei der Situationistischen Internationalen, wie wir sie weiter oben skizziert haben. Und auch Dell (2014) macht deutlich: «Wer in Stadt hinein will, hat Systeme zu brechen. Jedoch nicht um sie durch ein anderes System zu ersetzen, sondern um das Denken und die Handlung zu den Möglichkeiten hin zu öffnen» (Dell, 2014, S.106).

Diese Gedanken wollen wir aufnehmen, und so begreifen wir die im folgenden letzten Kapitel formulierten Ansätze für einen situativen Umgang mit städtischem Raum als Potenzial, das Denken und die Handlung zu den Möglichkeiten hin zu öffnen.

## 5 Folgerungen für die berufliche Praxis

### 5.1 Ansätze für einen situativen Umgang mit städtischem Raum

In Anlehnung an die herausgearbeiteten Theorieansätze und als Zusammenzug der Überlegungen zum Praxisbeispiel möchten wir in diesem abschliessenden Kapitel programmatisch die Ansätze für einen situativen Umgang mit städtischem Raum formulieren. Ein situativer Umgang mit städtischem Raum meint für uns zunächst, sich an der Situation vor Ort zu orientieren. Dabei geht es um das Abtasten von Gegebenem und das Erkennen von vorerst unsichtbaren Möglichkeiten. Dies meint vor allem auch, das Auge zu schärfen, für die (versteckten) Fähigkeiten und Skills nicht-menschlicher Akteurinnen und Akteure und für deren Relationen untereinander. Das damit verbundene Schaffen eines Bewusstseins für die Situation vor Ort erfordert ein präzises Nachdenken über die Konstruktion eines Prozesses, der sich aus den Situationen vor Ort heraus entwickelt. Dies setzt wiederum einen Raumbegriff voraus, der sich über das Untersuchen, Herstellen und Ordnen von Beziehungen definiert (Stefan Rettich, 2007, S.120). Einen solchen Raumbegriff haben wir in den vorhergegangenen Kapiteln zu skizzieren versucht.

Weiter soll das Abgetastete und Vorgefundene schlussendlich in ein situativ angepasstes Programm vor Ort überführt werden – Programm deshalb, weil es sich um eine taktische und flexible Form der Intervention handelt, die nicht primär auf ein Bauen zielt. Das Prozesshafte steht dabei im Zentrum der Bemühungen: Das Ziel sind von möglichst wenig formalen Bestimmungen begleitete Transformationen. Über das Verschalten, Verwandeln und Verknüpfen von Menschen und Dingen, über das Aufbrechen und Umdeuten von Vorgefundenem werden neue Situationen konstruiert. Diese ermöglichen wiederum das Aufdecken unerwarteter Handlungsoptionen und bilden die Basis für ein praktisch-reflexives Erhandeln von Wissen und neue Erfahrungen (vgl. dazu Dell, 2014, S.298) – ein performatives Um-Denken. Der deutsche Soziologe Fritz Böhle (ohne Datum) nennt dies erfahrungsgeleitetes Handeln, ausgeführt von Menschen, die ohne vorangehende Entscheidung und Planung ihre Probleme durch situatives Handeln lösen. Erfahrung ist in diesem Verständnis nicht ein in der Vergangenheit gesammelter Schatz, sondern ein Machen der Erfahrung im Moment des Handelns. Dies scheint uns die richtige Taktik für den Umgang mit einem städtischen Raum der Ungewissheiten und Überraschungen.

Diese Herangehensweise und vor allem der Miteinbezug von nicht-menschlichen Akteurinnen und Akteuren in sozialräumlichen Interventionsprozessen kann als Paradigmenwechsel für die Soziokulturelle Animation gelesen werden – ist sie doch als Profession bekannt, die sich primär für den Menschen einsetzt.

### 5.2 Prozesse sichtbar machen

Im Gespräch machte Michaelis deutlich, dass *Euer Werkhof* für die *denkstatt sàrl* auch eine Art Forschungsprojekt sei. Es gehe darum zu erproben, wann sich Raum auflöst, wie man sich in Raumproduktionsprozesse hinein begibt und inwiefern sich schlussendlich Erkenntnisse für weitere Projekte herauskristallisieren. Sie ist sich bewusst, dass *Euer Werkhof* «kein Projekt ist, das vollkommen repräsentativ sein kann aus wirtschaftlicher Sicht. Für die *denkstatt sàrl* ist es ebenfalls eine Art Forschungsprojekt in der Praxis (und nicht im Labor)». Weil *Euer Werkhof* auch als Laboratorium fungiert, ist es der *denkstatt sàrl* wichtig, die Prozesse sichtbar zu machen und zu evaluieren, um sie bei anderen Projekten als neues Wissen verwenden zu können – jeweils an-



gepasst auf die entsprechende neue Situation. Wie sich die Raumproduktionsprozesse aber darstellen und einfangen lassen, das sei auch für die *denkstatt sàrl* eine grosse Herausforderung, wie Michaelis im Interview erwähnte. Wir sehen hierin eine mögliche Aufgabe für die Soziokulturelle Animation, weil sie mit dem Erkennen und Sichtbarmachen des «Vektorfeldes, das durch die gesellschaftlichen Raum-Produktionsprozesse entsteht», wie das Dell (2014, S.262) ausdrückt, in der Lage wäre, wichtige Impulse zu setzen und neue Fragestellungen zu evozieren.

Das birgt eine grosse Herausforderung. Denn Raumproduktionsprozesse erklären sich über Handlungen und Relationen, die nur sehr schwer sichtbar gemacht werden können. Diese Prozesse seien flüchtig, meint auch Michaelis, beim Umgang mit städtischem Raum habe man es immer mit ephemeren und fragilen Verhältnissen zu tun. Vor allem sei es schwierig, die Überlagerungen und den Zeitfaktor aufzuzeigen. Die *denkstatt sàrl* tüfelt derzeit entsprechend an einer möglichen Prozessdokumentation: Eine mögliche Lösung ist eine Holzplatte, auf die eine Skizze des Werkhof-Areals gelasert wurde, und die den Platz bietet für das Anpinnen von Fotos, Protokollen und für die Darstellung von Beziehungen. So sollen die sich vor Ort ergebenden Überlagerungen aufgezeigt werden, während sich das wöchentliche Fotografieren der analogen Stundentafel am Zaun auf die zeitliche Dimension ausrichtet. In dieser Kombination – die *denkstatt sàrl* nennt dies den *Werkprozess* – soll ersichtlich werden, wie sich das sozio-materiale Kollektiv im Lauf der Zeit vergrössert und der Ort verändert hat.



Abbildungen 15+16: *Euer Werkhof* – Werkprozess. (Fotos: Judith Blum)

Ein anderer, vielversprechender Ansatz zur Dokumentation dynamischer Prozesse findet sich in Thomas Hirschhorns Arbeit *Timeline: Work in Public Space*<sup>11</sup>, die im Rahmen seiner *Gramsci Monument* Kunstaktion in New York entstand. Es handelt sich dabei um eine analoge Prozessdokumentation mit Fotos, Protokollen, Textausschnitten, Querweisen usw. entlang einer Zeitachse.

Eines ist klar: Dynamische Prozesse sichtbar zu machen, erfordert ein ständiges Testen möglicher Optionen und Darstellungsweisen, wie das auch Michaelis betonte. Wir sind der Meinung, dass es der Soziokulturellen Animation möglich wäre, im Rahmen eines interdisziplinären Teams dynamische Prozesse sichtbar zu machen. Ihr besonderes Potenzial besteht ja gerade darin, dass sie einerseits über ein fachliches Wissen über die Dynamiken im Sozialraum verfügt, und dass sie andererseits auch eine besondere Kompetenz für die Aktivierung und Vermittlung mitbringt (vgl. dazu Willener, 2010, S.378).

<sup>11</sup> *Timeline: Work in Public Space*, <http://www.diaart.org/gramsci-monument/page52.html>

### 5.3 Eine reflexive-räumliche Haltung als Grundprinzip

Eine reflexiv-räumliche Haltung ist für die künftigen Herausforderungen im Rahmen sozial- oder stadträumlicher Interventionen durch die Soziokulturelle Animation unumgänglich. Unter einer reflexiven-räumlichen Haltung verstehen wir ein Bewusstsein für mögliche problematische Konstellationen und eine situationsbezogene Arbeit. Kessl und Reutlinger (2010) halten fest, dass eine reflexive-räumliche Haltung eine explizite und spezifische fachliche und damit immer auch politische Positionierung fordert. Es muss je nach Situation, Kontext und Interessenkonstellation entschieden werden, welches methodische Vorgehen adäquat ist (S.126–133). Jedoch genügt es nicht, nur die Macht- und Herrschaftskonstellation mitzudenken und zu reflektieren. Kessl und Reutlinger (2010) gehen noch auf vier weitere Dilemmata ein, die im grossen Zusammenhang gesehen werden müssen. Da ist erstens das Homogenisierungsdilemma. In unserer multi-kulturellen Gesellschaft laufen wir Gefahr, ganze Bevölkerungsgruppen auf einige wenige typische Merkmale zu reduzieren und damit zu homogenisieren. Zweitens, das Präventionsdilemma: Gruppierungen werden aufgrund ihrer Konstellation oder ihres Status' bereits vorsorglich als präventionsbedürftig abgestempelt. Drittens ist es schwierig, neue Netzwerke aufzubauen. Die Frage ist, wie das Verdichtungsdilemma gelöst werden kann, so dass es gelingt, nicht vertretene Gruppen mit einzu-beziehen. Und viertens, das Milieudilemma: Am einfachsten wird die Mittelschicht der Bevölkerung erreicht, da sie mit vielen Ressourcen ausgestattet ist. Es gilt zu überlegen, wie Menschen erreicht werden können, die mit weniger Ressourcen ausgestattet sind (S.126–133). Wie Kessl und Reutlinger (2010) erwähnen, werden bei jeder bewussten und geplanten Intervention Deutungen und Zuschreibungen (re)produziert. Kategorisierungen sind aber immer begrenzte Deutungen und Zuschreibungen: In der Sozialraumarbeit muss es darum gehen, die Kategorien möglichst offen handzuhaben und kritische Verständigungsprozesse einfließen zu lassen. Das kann zum Beispiel bedeuten, eine bewusste Positionierung im Sinne einer nicht-territorialisierenden, raumbezogenen Sozialraumarbeit vorzunehmen und diese nach aussen (auch politisch) zu vertreten (S.131).

### 5.4 Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit auf mehreren Ebenen

Emmenegger (2010) schreibt in Bezug auf verschiedene Raumbegriffe, dass verschiedene Disziplinen über unterschiedliche Methoden verfügen, um den Raum zu beschreiben (S.327). Auch bei Schmid (2010) tönt es ähnlich: «So kann kaum je von einer endgültigen Definition ausgegangen werden, Lefebvres Begriffe verändern sich im Verlauf seiner theoretischen Streifzüge (...)» (S.15). Und auch Löw (2012) differenziert ihre Auslegung, indem sie sagt, sie wolle nicht die in der Soziologie übliche Trennung in einen sozialen und einen materiellen Raum vornehmen (S.15). Und schliesslich mahnen Christian Reutlinger, Caroline Fritsch und Eva Lingg (2010), dass der Umgang mit Raumbegriffen Irritation und Unverständnis hervorrufen könne (S.9).

Es scheint also grundsätzlich schwierig, sich in den Raumbegriffen zurechtzufinden. Erschwerend kommt hinzu, dass die unterschiedlichsten Disziplinen und auch Nutzende involviert sind. Es treffen also immer wieder (spezialisierte) Fachkräfte auf Laien. Daraus folgern wir, dass eine Übersetzungsarbeit notwendig ist, und zwar auf verschiedenen Ebenen. Einerseits zwischen den (zukünftigen) Nutzenden und den Planenden: Hier gilt es, die Fachsprache in eine verständliche Alltagssprache zu übersetzen. Und andererseits müssen die Bedürfnisse, Interessen und Motive (im Sinne des Vektorbegriffs nach Dell, 2014) der Nutzenden umgesetzt und zum Beispiel für die Planenden aufbereitet werden. Dies bedeutet aber auch, dass sich die Soziokulturelle Animation mit den unterschiedlichen Begrifflichkeiten auseinandersetzt, sie für sich übersetzt und einen gemeinsamen Gebrauch (oder eine gemeinsame Sprache) mit den anderen Disziplinen findet und vorschlägt.

Wenn wir das konsequent weiterdenken, braucht es zudem auch eine Übersetzungsleistung in Bezug auf nicht-menschliche Akteurinnen und Akteure. Damit meinen wir, dass die immanenten Möglichkeiten mitgedacht und kommuniziert oder eben übersetzt werden müssen. Umbauen bedingt in unseren Sinne ja auch immer ein Herauskrystallisieren der bereits vorhandenen Fähigkeiten.

Wie bei Burckhardt ersichtlich wird, ist eine bauliche Lösung politisch häufig einfacher durchsetzbar<sup>12</sup>. Wenn sich nun aber die Architektur vermehrt für partizipative und situative Zugänge interessiert, wird es folglich auch wichtiger, dass sich die Soziokulturelle Animation in interdisziplinäre Teams einbringt. Im Gespräch mit Michaelis haben wir beispielsweise erfahren, dass in den Ausschreibungen für Architektur-Wettbewerbe vereinzelt bereits eine soziologische Perspektive verlangt wird. Das zeigt, dass die Erforschung des sozialen Verhaltens in die Planung einfließen kann. Auch dies ist damit ein möglicher Ansatzpunkt für die Soziokulturelle Animation. Unserer Meinung nach müsste die Beteiligung aber bereits vor der Ausschreibung eines Architektur-Wettbewerbs beginnen. Entsprechende Erkenntnisse könnten so bereits in die Ausschreibung einfließen und damit auch andere Rahmenbedingungen ermöglichen.

Burckhardt fordert, die Komplexität und Prozesshaftigkeit der Umwelt zu akzeptieren und die Bewohnerschaft über eine offene Planung und das Aufschieben von Entscheidungen in den politischen Prozess zu integrieren (Fezer, 2004, S.11–16). Wenn wir diese Forderung ins Heute übertragen, eröffnen sich ebenfalls Arbeitsfelder für die Soziokulturelle Animation. Denn in dieser Forderung ist die Funktion der Vermittlung enthalten – nicht nur im Sinne eines Vermittelns zwischen verschiedenen Parteien, sondern auch in der Berücksichtigung anderer und oft übergangener Wissensformen. Dieter Läßle, Ulrich Mückenberger und Jürgen Ossenbrügge (2010) argumentieren, dass Alltagswissen (Erfahrungswissen) nicht als untergeordnete Wissensform betrachtet werden sollte, sondern im wechselseitigen Ergänzungsverhältnis zum wissenschaftlichen Wissen stehe. Konkret heisst das, dass die Fachexpertinnen und -experten ihr Wissen für die Logik subjektiver Erfahrung öffnen müssen, und dass auch Alltagswissen in eine wissenschaftliche Methodik eingebunden wird (S.17). Diese Auslegung und Zusammenführung der beiden Wissensarten ist unserer Ansicht nach ein Gewinn für beide Seiten. Bei *Euer Werkhof* findet dies zum Beispiel durch die Vermischung der Rollen statt (Planende werden zu Nutzenden und umgekehrt). Weiter werden so die Nutzenden auch zu Expertinnen und Experten erklärt. Sie kennen ihre Umgebung am Besten und können so wertvolle Informationen weitergeben. Gut begleitete Expertinnen und Experten können zudem zu einem späteren Zeitpunkt auch Schlüssel- und Vernetzungsfunktionen übernehmen. Sie identifizieren sich mit ihrer Umgebung und haben eine hohe Loyalität.

Vermittlung beinhaltet unserer Meinung nach aber auch, aufmerksam zu bleiben. Nämlich dafür, dass sich die unterschiedlichen Parteien nicht in eine bequeme Zone zurückziehen und die erste beste Lösung akzeptieren. Die Gespräche und Prozesse müssen so lange in Gang bleiben, bis die eine Form gefunden worden ist, die für die entsprechende Örtlichkeit genau stimmt. Das kann bedeuten, dass die Soziokulturelle Animation auch bewusst eingebaute Störungen als Mittel verwendet. So gesehen, bedeutet Vermittlung auch, dass bereits vorhandene Dinge neu verschaltet, neu benutzt werden oder gar einer komplett neuen Bedeutung zugeführt werden.

## 5.5 Weiterführende Diskussion zur Rolle der Soziokulturellen Animation im Umgang mit städtischem Raum

Im Interview mit Michaelis stiessen wir – über die Diskussion über unser Rollenverständnis – auf die Frage, ob die Soziokulturelle Animation überhaupt einen Platz hat, im Umgang mit städtischem Raum. Michaelis fragte zurück:

Kann man in Zukunft nur noch Architektin oder Planer sein? Die Disziplinen brauchen doch ein Verständnis aus anderen Berufen wie eben zum Beispiel der Soziokulturellen Animation. Für den euklidischen Raum braucht es einen Architekten, eine Architektin, und für das Verstehen der Zusammenhänge und den Bezug zu den Nutzenden braucht es die Soziokulturelle Animation. Dieses Rollenverständnis ist die Zukunft.

Interdisziplinarität heisst unseres Erachtens auch, gegenseitiges Verständnis zu entwickeln und so das Wissen zu erweitern und vor allem gegenseitig zu ergänzen. Wir müssen keine technischen Pläne zeichnen können, um eine relevante Akteurin im Umgang mit städtischem Raum sein zu können; aber wir müssen zum Beispiel die zeitlichen Abläufe eines Bauprojektes kennen und daraus ableiten, wie sich unsere Arbeit sinnvoll und relevant einbauen lässt.

Provokativ erwähnte Michaelis auch, dass die Soziokulturelle Animation auch Projektinitiantin sein könnte. Dazu brauche es nur ein Projekt und eine Geldgeberin oder einen Geldgeber. Auch Dell (2007) schreibt: Projekte werden aus einer inneren Notwendigkeit heraus initiiert und entwickelt, ohne dass zunächst ein entsprechender Auftrag vorliegen muss – der Auftrag folgt dann dem Projekt (S.143). Dieses Sich-Selbst-Beauftragen bedingt ein strukturelles Umdenken unsererseits. Wir müssen die Komfort-Zone verlassen und uns in unbekanntere Felder wagen – wir müssen uns sozusagen selber stören<sup>13</sup> und so den Weg öffnen und neue Denkweisen zulassen. Möglichkeiten, neue Projekte anzupacken, gibt es in städtischen Gebieten genug. Wenn sich die Soziokulturelle Animation selber ins Spiel bringt, kann sie auch mitbestimmen, welche Rolle sie bei solchen Prozessen einnehmen kann und will. Unsere Frage, ob es die Soziokulturelle Animation im situativen Umgang mit städtischem Raum überhaupt braucht, beantwortete Michaelis so: «Die Frage ist doch, wer den Impuls setzt. Die Menschen funktionieren im Alltag im Sozialraum. Sie kennen die Theorien nicht, aber sie handeln danach. Die Soziokulturelle Animation kann durch ihr Wissen gezielte Impulse setzen und Prozesse sichtbar machen. Es braucht Menschen, welche die Prozesse verstehen, lesen und auswerten können. Das kann eine Architektin, ein Architekt nicht. Ja, ich finde, die Soziokulturelle Animation ist eine gute Ergänzung in diesen Prozessen».

---

<sup>13</sup> Vgl. dazu 3.4 Die Situationistische Internationale, S.36

# Literatur- und Quellenverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1977). *Kulturkritik und Gesellschaft I*. Frankfurt am Main: Surhkamp.
- Böhle, Fritz (2013). *Projektarbeit und Projektmanagement mit Ungewissheit*. Gefunden unter <http://www.anchor.ch/projektmanagement/situatives-und-erfahrungsgeleitetes-denken-und-handeln/>
- Brunner, Simone & Lepper, Marcel (2012). *Sozial nachhaltiger Wohnbau und mögliche Perspektiven der Soziokulturellen Animation*. Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Bundesamt für Raumentwicklung [ARE]. (2009). *Monitoring urbaner Raum Schweiz – Analysen zu Städten und Agglomerationen*. Bern: Autor.
- Burckhardt, Lucius (1967). Bauen – ein Prozess ohne Denkmalspflichten. In Lucius Burckhardt, Jesko Fezer & Martin Schmitz (Hrsg.), *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch* (S.26–45). Berlin: M. Schmitz.
- Burckhardt, Lucius (1974). Wer plant die Planung. In Lucius Burckhardt, Jesko Fezer & Martin Schmitz (Hrsg.), *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch* (S.71–88). Berlin: M. Schmitz.
- Burckhardt, Lucius (1978). Ästhetische Probleme des Bauens. In Lucius Burckhardt, Jesko Fezer & Martin Schmitz (Hrsg.), *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch* (S.167–176). Berlin: M. Schmitz.
- Burckhardt, Lucius (1982). Die Flächen müssen wieder in Besitz genommen werden. In Lucius Burckhardt, Jesko Fezer & Martin Schmitz (Hrsg.), *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch* (S.337–346). Berlin: M. Schmitz.
- Burckhardt, Lucius, Fezer, Jesko, & Schmitz, Martin (2004). *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch*. Berlin: M. Schmitz.
- Büsser, Martin (2009, 16. April). *Von der Avantgarde zur Selbstreferentialität*. Gefunden unter <http://spektakel.blogspot.de/broschur/martin-buesser-von-der-avantgarde-zur-selbstreferentialitaet/>
- Careri, Francesco (2007). Walkscapes. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 32–39.
- Debord, Guy (1957). *Rapport über die Konstruktion von Situationen und die Organisations- und Aktionsbedingungen der Internationalen Situationistischen Tendenz*. Paris: Internationale situationiste.
- Debord, Guy (1996). *Die Gesellschaft des Spektakels: Kommentare zur Gesellschaft des Spektakels*. Berlin: Ed. Tiamat.
- De Certeau, Michel (1988). *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag GmbH.



- Dell, Christopher (2007). Die Performanz des Raums. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 136–143.
- Dell, Christopher (2012). *Die improvisierende Organisation: Management nach dem Ende der Planbarkeit*. Bielefeld: transcript.
- Dell, Christopher (2014). *Das Urbane: Wohnen, leben, produzieren*. Berlin: Jovis.
- Dell, Christopher (2015). *Replaying the Unstable. Improvisation als urbane Praxis*. Gefunden unter <http://www.christopher-dell.de/en/urban-design-visiting-professor/>
- Denkstatt sàrl (2014). *Konzept Euer Werkhof – Ein Ort zum Mitgestalten*. Unveröffentlichtes Projektkonzept der denkstatt sàrl.
- Denkstatt sàrl (2015). *denkstatt sàrl*. Gefunden unter <http://www.denkstatt-sarl.ch/>
- Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (2006). *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Durkheim, Emile (1992). *Über soziale Arbeitsteilung: Studie über Organisation höherer Gesellschaften*. Suhrkamp Taschenbuchverlag. Frankfurt a. M.
- Emmenegger, Barbara & Litscher, Monika (2009, 28./29. Januar). *Das Zusammenspiel von Aneignung, Wahrnehmung und Gestaltung öffentlicher Räume. Fallstudien aus sechs Schweizer Städten*. Referat gehalten im Rahmen der Fachtagung Öffentlicher Raum zwischen Planbarkeit und Unberechenbarkeit.
- Emmenegger, Barbara (2010). Raumkonzeptionen und Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation: Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (S.325–348). Luzern: Interact Verlag.
- Fezer, Jesko (2004). Politik-Umwelt-Mensch. In Lucius Burckhardt, Jesko Fezer & Martin Schmitz (Hrsg.), *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch* (S.11–16). Berlin: M. Schmitz.
- Figal, Günter (2010). *Erscheinungsdinge: Ästhetik als Phänomenologie*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Foucault, Michel (1967). Andere Räume. In Jan Engelmann (Hrsg.), *Botschaften der Macht: Der Foucault-Reader. Diskurs und Medien* (S.145–157). Stuttgart: Dt. Verl.-Anst.
- Gabler Wirtschaftslexikon (ohne Datum). *Bedarfsermittlung*. Gefunden unter <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/57716/bedarfsermittlung-v8.html>
- Gestring, Norbert & Janssen, Andrea (2012). Stadtraumanalysen aus stadtsoziologischer Sicht. In Marlo Riege & Herbert Schubert (Hrsg.), *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis* (S.139–151). Köln: Verlag Sozial • Raum • Management.
- Hangartner, Gabi (2010). Ein Handlungsmodell für die Soziokulturelle Animation zu Orientierung für die Arbeit in der Zwischenposition. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation: Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (S.265–324). Luzern: Interact Verlag.

- Hassenpflug, Dieter (2002). *Die europäische Stadt – Mythos und Wirklichkeit*. Münster: Lit-Verl.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1833). *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Berlin: Duncker Humblot.
- Heidegger, Martin (1951). Bauen Wohnen Denken. In Susanne Hauser, Christa Kamleithner & Roland Meyer, (Hrsg.), *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften: Bd. 2: Zur Logistik des Raumes* (S.38–48). Bielefeld: transcript.
- Heidegger, Martin (1983). *Die Kunst und der Raum =: L'art et l'espace*. St. Gallen: Erker.
- Hofmeister, Burkhard (1999). *Stadtgeographie*. Braunschweig: Westermann.
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (1969). *Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Jessop, Bob (2007). Raum, Ort und Massstäbe. Territorialisierungsstrategien in postfordistischen Gesellschaften. In Fabian Kessl & Hans-Uwe Otto (Hrsg.), *Territorialisierung des Sozialen: Regieren über soziale Nahräume* (S.25–52). Opladen: Budrich.
- Kessl, Fabian & Reutlinger, Christian (2010). *Sozialraum: Eine Einführung. (Sozialraum)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage, Wiesbaden.
- Koch, Ursula (1988). Bauen in Zürich: Zwischen Utopie und Resignation. *Schweizer Ingenieur und Architekt*, 106 (88), 754–758.
- Kuhnert, Nikolas, Ngo, Anh-Linh, Luce, Martin & Kleist, Carolin (2007). Editorial. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 18–19.
- Läpple, Dieter, Mückenberger, Ulrich & Ossenbrügge, Jürgen (Hrsg.). (2010). *Zeiten und Räume der Stadt. Theorie und Praxis*. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Lefebvre, Henri (1972). *Die Revolution der Städte*. München: Paul List Verlag KG.
- Le Corbusier (1922). *Ausblick auf eine Architektur*. Berlin: Bauverlag Gütersloh
- Le Corbusier (1964). *Feststellung zur Architektur und Städtebau. Mit einem amerikanischen Prolog und einem brasilianischen Zusatz gefolgt von Pariser Klima und Moskauer Atmosphäre*. Berlin: Frankfurt a.M.
- Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.
- Löw, Martina (2012). *Raumsoziologie* (7.Aufl.). Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main.
- Macher, Hans-Jürgen (2007). *Methodische Perspektiven auf Theorien des sozialen Raumes: Zu Henri Lefebvre, Pierre Bourdieu und David Harvey*. Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher.
- Mäder, Ueli & Schmassmann, Hector (2014). Soziologische Perspektiven. In Ueli Mäder, Peter Sutter, Markus Bossert, Aline Schoch, Reto Bürgin, Simon Mugier, et al. (Hrsg.), *Raum und Macht: Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit : Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* (S.105–109). Zürich: Rotpunktverlag.



- Mäder, Ueli (2014a). Annäherung. In Ueli Mäder, Peter Sutter, Markus Bossert, Aline Schoch, Reto Bürgin, Simon Mugier, et al. (Hrsg.), *Raum und Macht: Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit : Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* (S.9–26). Zürich: Rotpunktverlag.
- Mäder, Ueli (2014b). Rückblick. In Ueli Mäder, Peter Sutter, Markus Bossert, Aline Schoch, Reto Bürgin, Simon Mugier, et al. (Hrsg.), *Raum und Macht: Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit : Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* (S.281–287). Zürich: Rotpunktverlag.
- Michaelis, Tabea (2015). Unveröffentlichtes Interview, geführt am 28. Mai 2015. Das Interview wurde von Judith Blum und Brigitte Hürzeler geführt.
- Moser, Heinz, Müller, Emanuel, Wettstein, Heinz & Willener, Alex (1999). *Soziokulturelle Animation. Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Ngo, Anh-Linh (2007). Vom Unitären zum situativen Urbanismus. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 20–21.
- Palmesino, John (2004). Die Vielzahl lokaler Akteure. Neue Perspektiven auf selbstorganisierte Transformationsprozesse in Europa. In Jesko Fezer, Mathias Heyden (Hrsg.), *Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung* (S.93–99). Berlin: b\_books.
- Pohl, Ben (2013). *Das kommende Mahl: Von der Feuerstelle zur Tischnachbarschaft*. Hamburg: HafenCity Universität, Universität der Nachbarschaften.
- Rettich, Stefan (2007). Möglichkeiten situativen Handelns. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 118–120.
- Reutlinger, Christian, Fritsche, Caroline & Lingg, Eva (2010). *Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die Soziale Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien.
- Riege, Marlo & Schubert, Herbert (Hrsg.). (2012). *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis* (3.Aufl.). Köln: Verlag Sozial • Raum • Management.
- Ronneberger, Klaus (2015). Henri Lefebvre und die Frage der Zentralität. *dérive – Zeitschrift für Stadtforschung*, 16 (60), 23–27.
- Roskamm, Nikolai (2011). Dichte. *Eine transdisziplinäre Dekonstruktion. Diskurse zu Stadt und Raum*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schmassmann, Hector (2014). Henri Lefebvre. In Ueli Mäder, Peter Sutter, Markus Bossert, Aline Schoch, Reto Bürgin, Simon Mugier, et al. (Hrsg.), *Raum und Macht: Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit : Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* (S.123–138). Zürich: Rotpunktverlag.
- Schmid, Christian (2010). *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes* (2.Aufl.). Franz Steiner Verlag, Stuttgart.

- Schmitz, Martin (2004). Von der Urbanismuskritik zur Spaziergangswissenschaft. In Lucius Burckhardt, Jesko Fezer & Martin Schmitz (Hrsg.), *Wer plant die Planung?: Architektur, Politik und Mensch* (S.5–11). Berlin: M. Schmitz.
- Schönig, Werner (2008). *Sozialraumorientierung. Grundlagen und Handlungsansätze*. Schwalbach: Wochenschau Verlag.
- Seminar für Soziologie Universität Basel (Produzent) (2014). *Lucius und Annemarie Burckhardt. Ein Rückblick in Gesprächen*. [Video]. (angehängte DVD im Buch: Raum und Macht: die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit : Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt.) Zürich: Rotpunktverlag.
- Siebel, Walter (2003, September). Die Zukunft der europäischen Stadt. *Stadtblick*, 03 (08), 4–9.
- Siebel, Walter (2010). Die Zukunft der Städte. *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte*, 17 (10), 3–17.
- Simmel, Georg (1903). *Die Grossstädte und das Geistesleben*. Gefunden unter <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-7738/2>
- Situationistische Internationale (1959). Der unitäre Urbanismus am Ende der fünfziger Jahre. In Max Jakob Orlich (Hrsg.), *Situationistische Internationale 1958–1969. Gesammelte Ausgaben des Organs der Situationistischen Internationale. Band 1* (S. 87–91). Hamburg. MaD.
- Sommer, Bernd & Wezel, Harald (2014, September). Umdenken statt Neubauen – Ein Plädoyer gegen den Beton. *Le Monde diplomatique*, S.23.
- Spiegel, Erika (2000). Dichte. In Hartmut Häussermann (Hrsg.), *Grossstadt; soziologische Stichworte* (S.39–47). Leske + Budrich.
- Sutter, Peter (2014). Lucius Burckhardt-Wackernagel. In Ueli Mäder, Peter Sutter, Markus Bossert, Aline Schoch, Reto Bürgin, Simon Mugier, et al. (Hrsg.), *Raum und Macht: Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit : Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt* (S.21–64). Zürich: Rotpunktverlag.
- Steets, Silke (2008). Raum & Stadt. In Nina Baur, Hermann Korte, Martina Löw & Markus Schroer (Hrsg.), *Handbuch Soziologie* (S. 391–412). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steiner, Juri (2007a). Dérive. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 28–29.
- Steiner, Juri (2007b). Détournement. *Archplus Zeitschrift für Architektur und Städtebau*, 40 (183), 82–83.
- Tschäppeler, Sabine, Gresch, Sabine, Beutler, Martin & Cabane, Philipp (2007). *Brachland: urbane Freiflächen neu entdecken*. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt Verlag.
- Vogelpohl, Anne (2015). Die Begriffe Stadt und Urbanisierung bei Henri Lefebvre. Eine Inspiration für Recht auf Stadt-Bewegungen heute. *dérive – Zeitschrift für Stadtforschung*, 16 (60), 4–8.
- Welsch, Wolfgang (2001, 4. Dezember). *Orte des Menschen?*. Rede auf dem Kongress für Baukultur in Deutschland.

Werlen, Benno (2000). *Sozialgeographie: Eine Einführung*. Bern [u.a.]: Haupt.

Werlen, Bruno (2005). Raus aus dem Container! Ein sozialgeographischer Blick auf die aktuelle (Sozial-) Raumdiskussion. In Christian Reutlinger (Hrsg.), *Grenzen des Sozialraums* (S. 15–36). VS Verlag Wiesbaden.

Willener, Alex (2010). Sozialräumliches Handeln. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation: Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (S.349–379). Luzern: Interact Verlag.